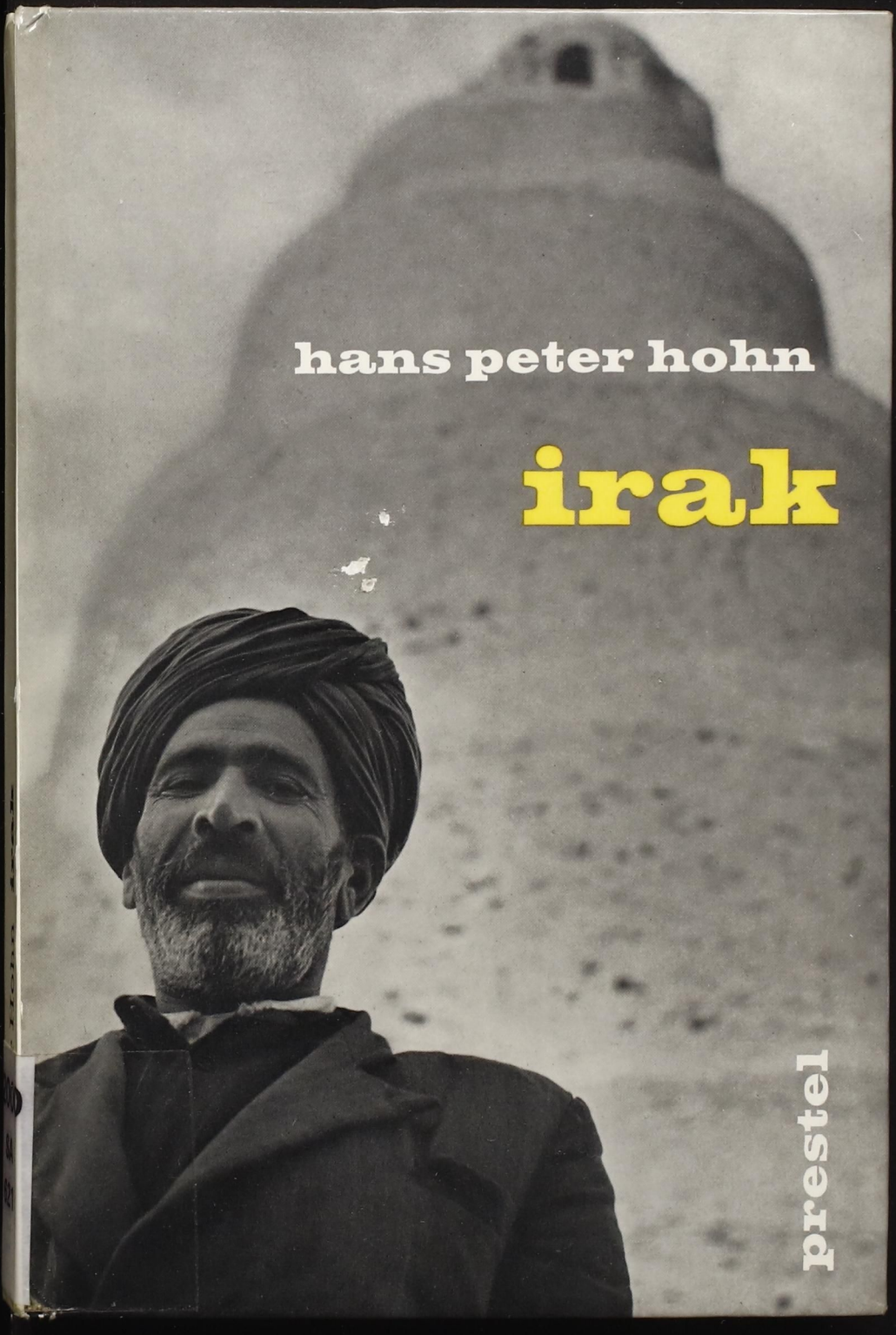


Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000001

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000002

Hans Peter Hohn **Irak**

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000005

Hans Peter Hohn

Irak

Land zwischen den Strömen

Prestel-Verlag München

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000007

Universitäts- und Landesbibliothek
Halle
SSG Vorderer Orient/Nordafrika
00 SA 621

Gesamtherstellung Passavia Passau 1963

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000008

Inhalt

Wege nach Bagdad 7

Land ohne Horizont 10

Bagdad 28

Ein General und seine Revolution 28
Einkauf im Basar 41
Allah hat's geschenkt 47
Diener, aber nicht untertänigst 51
Ein Besuch im Ministerium 55
Sommernacht am Tigris 58

Vor den Toren der Stadt 62

Kennst du das Land 62
An der Grenze des Imperium Romanum 67
Babylon 71
Am Euphrat 76

Heilige Städte der Schiiten 79

Nedschef und Kerbela 79
Die goldene Moschee von Kadhamia 84
Samarra, Freitagsmoschee am Rande der Wüste 87

Versunkenes Sumer 91

Deutsche Archäologen in Uruk-Warka 91
Russische Experten und Brigitte Bardot in der Provinz 100

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000009

Ur in Chaldäa 105
Gast im Beduinenzelt 108
Basra, ein irakisches Venedig 113
Wo lag das Paradies? 118

Wie lange ist Kurdistan noch wild? 124

Blutrache in Mosul 124
Ninive – ›schöne, liebe Hure‹ 129
Märtyrer und Teufelsanbeter 132
Kein Platz mehr für Karl May 135

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000010

Wege nach Bagdad

Den Eiligen bringt ein Düsenflugzeug in wenigen Stunden von Frankfurt nach Bagdad. Er beginnt mit der Suppe des Lufthansamenus über den Alpen, nimmt den Hauptgang über der Adria ein. Nachtisch über Athen. Mittagsschlaf – wenn er ein Snob ist – von den Kykladen an, über Rhodos hinweg bis Zypern. Kaffee bei der Zwischenlandung in Beirut. Ein Sprung über Libanon- und Antilibanongebirge: Damaskus. Dann 800 Kilometer syrische Wüste und er sieht den gewundenen Lauf des Euphrat aus einem schmalen Streifen grünen Landes aufleuchten, während der Bordfunker darum bittet, sich anzuschnallen, da man in wenigen Minuten in der irakischen Metropole am Tigris landen wird.

Reisende nach Bagdad, die Zeit haben – und Zeit sollte man haben, wenn man in den Orient fährt –, können im nächsten Reisebüro für DM 333.– eine Eisenbahnfahrkarte nach Bagdad verlangen. Von München aus dauert es fünf Nächte und viereinhalb Tage. Umsteigen nur in Istanbul, wo man auf einer Bosporusfähre zum anderen Zug und Erdteil hinüberwechselt. Zwar werden die Lokomotiven mit wachsender Entfernung von Mitteleuropa von Station zu Station phlegmatischer, aber auf dem asiatischen Teil der Reise wird der Verlust an Zeit durch größeren Komfort und Service kompensiert. In der einst politisch so umstrittenen Bagdadbahn rollt man airconditioned über die Hochflächen Anatoliens, durch die Schluchten des Taurusgebirges, schließlich ostwärts der syrisch-türkischen Grenze entlang in die Tiefebene Mesopotamiens, in das ›Land zwischen den Strömen‹, wie es die Griechen bezeichneten.

Wer noch gelassener reisen möchte, kann sich auch wochenlang von einem Frachter durch Mittelmeer und Rotes Meer, um die Arabische Halbinsel herum, in den Persischen Golf tragen lassen, wo er in Basra, dem einzigen Hafen des Irak, das Zweistromland betritt. Arabische Freunde mögen mir verzeihen, wenn ich, einer

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000011

alten Gewohnheit folgend, ›Persischen Golf‹ nenne, was sie in nationalistischem Eifer nur als ›Arabischen Golf‹ bezeichnen.

Aber in was für ein Land führen all diese Wege? Die Namen sind vertraut und fremd zugleich: Mesopotamien, das alte Kulturland der Sumerer, Babylonier und Assyrer, die ›Wiege unserer Kultur‹. ›Ur in Chaldäa‹, ›Babylon an den Ufern des Euphrat‹, ›das große Ninive‹ haben den Klang des geheimnisvoll Frühen und des sündhaft Heidnischen. Bilder kindlicher Phantasie aus dem Bibelunterricht der ersten Schuljahre steigen auf: Turmbau zu Babel und Sprachverwirrung; Abraham aus Ur auf der Wanderschaft in das Land Kanaan; die Zerstörung Ninives. Aber seit Jahrtausenden weht der Wüstenwind Sand über die Trümmer dieser versunkenen Städte, und es sind nur Reste längst vergangener Herrlichkeit, die durch die zähe und pedantische Arbeit der Archäologen ans Licht gefördert werden.

Das mittelalterliche Bagdad: Sitz des Kalifen und kulturelles Zentrum der islamischen Welt, deren Mathematiker, Astronomen und Philosophen den abendländischen Kollegen dieser Zeit weit überlegen waren. Bagdad, die Stadt Harun al Raschids; die Stadt der Märchen aus Tausendundeiner Nacht. Aber die glänzende Pracht der Kalifenresidenz ist in den Mongolenstürmen des 13. Jahrhunderts untergegangen. Wer eine üppige Märchenwelt sucht, ist enttäuscht, wenn er nach Bagdad kommt.

Weniger enttäuscht wäre vielleicht ein eifriger Karl-May-Leser, denn er würde zumindest die Szenerie und auch einige Sitten und Besonderheiten wiedererkennen, die Karl May in seinen abenteuerlich kriegerischen Phantasieerzählungen ›Durchs wilde Kurdistan‹ und ›Von Bagdad nach Stambul‹ manchmal recht lebendig beschreibt.

Und dann Reminiszenzen aus neuerer Zeit: der internationale Streit um den Bau der Bagdadbahn, die von Istanbul bis zum Persischen Golf eine Verkehrsachse durch das Osmanische Reich bilden sollte. Das mit Hilfe der Deutschen Bank und deutscher Ingenieure begonnene Unternehmen wurde durch den ersten Weltkrieg unterbrochen, nach dem Krieg von den Engländern in dem ihnen zugefallenen Mandatsgebiet fortgeführt.

Schließlich der Irak, ein reiches Ölland mit sozialen und politischen Spannungen, das eifrig teilnimmt an dem Aufbruch und

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000012

Kräftespiel der arabischen Staaten, ein Land mit verschiedenen nationalistischen Revolutionsversuchen, bis es endlich 1958 unter der Führung General Kassems zur Liquidation der von den Engländern eingesetzten Monarchie und des alten Feudalsystems kam. Die Politik des kommunistenfreundlichen Militärdiktators brachte den Irak mehrmals in die Gefahr volksdemokratischer Abhängigkeit von Moskau, bis er im Februar 1963 bei einem erfolgreichen Putsch revoltierender Offiziere seiner Armee standrechtlich erschossen wurde.

Aber dieses Land ist mehr und weniger, als historische Reminiszenzen, zeitungsgängige Klischees und phantastische Märchenbilder vorstellen können. Wo steht der Irak heute? So akademisch fragte ich, als ich mich auf die Reise nach dem Irak vorbereitete. Lexika und Handbücher gaben mir wenig Auskunft, und ich könnte selbst heute keine kurze und bündige Antwort auf diese Frage geben, nachdem ich zwei Jahre in der Hauptstadt gelebt und auf vielen Reisen das Land gesehen habe. Zwei Jahre in einem Land des Orients ist vielleicht gerade genug Zeit, um mehr als flüchtige und zufällige Eindrücke mitzunehmen, aber zu wenig, um nicht an der Möglichkeit zu zweifeln, über dieses Land etwas mitteilen zu können. Ein deutscher Professor, der dieses Land liebt und seit Jahrzehnten als Archäologe dort arbeitet, sagte mir einmal, daß er das Land immer noch nicht verstehe. Durchreisende Journalisten waren mit ihrem Urteil oft schon nach einigen Tagen fertig, wenn sie es nicht schon mitgebracht hatten.

Statt zu urteilen, möchte ich im folgenden einige Bilder zeichnen, die sich mir auf meinen Reisen eingeprägt haben. Wenn sie sich gelegentlich zu widersprechen scheinen, so spiegelt sich auch darin der Charakter des Landes.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000013

Land ohne Horizont

Die breite Straße schwingt sich in eleganten Bögen von Beirut weg, die Hänge des Libanongebirges hinauf. Im Grün der Obst- und Weingärten liegen moderne Hotels und die kolossalen Villen, wo sich die Ölscheichs aus Kuweit und Saudiarabien, die Kaufleute aus Bagdad und Damaskus, die Bankiers von Beirut im Sommer ein Stelldichein geben. Während die Wüstenländer unter einer unbändigen Sonne brennen, werden hier in dem gemäßigteren Klima der libanesischen Berge, hoch über der warmen Feuchte der Mittelmeerküste, neue Transaktionen besprochen, fließen Millionen in den luxuriös ausgestatteten Nachtklubs dem mondänen Amüsierbetrieb zu, mit dem sich Beirut das Air eines Paris des Orients geben möchte. Aber die Amerikanische Universität ist trotz ihres guten Rufes keine Sorbonne, und das schöne neue Museum mit reichen phönizischen Fundstücken ist kein Louvre.

Bei jeder Biegung der Straße liegt aufs neue Beirut unter uns, aus hellem Stein auf einer Landzunge in das dunstverschwommene Blau des Meeres hinausgebaut. Die Flanke des langgestreckten Gebirges neigt sich zur Küste hin. Eine reiche subtropische Vegetation. Hier und dort leuchtende Dörfer auf den Hängen. Höher hinauf tritt das blanke Karstgestein hervor. Die berühmten Zedern des Libanon sind längst durch die Axt der Zivilisation gefällt.

Von der Paßhöhe ein Blick zurück, zum Meer, zum ›mare mediterranum‹; ein letztes Winken nach Europa. Dann fällt die Straße zur El-Bika-Ebene hinab und zwängt sich, nachdem wir eine knappe halbe Stunde durch fruchtbare Mais- und Tabakfelder gefahren sind, in die kahlen Schluchten des Antilibanon hinein. Karg und öd liegen die Bergwände im glastenden Sonnenlicht des Augusttages, eine erste Ahnung der Wüstenleere, die bald jenseits der Berge beginnen wird.

Aber vorher noch ein Zeichen des Lebens und der Hoffnung:

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000014

die Oase von Damaskus. Unversehens begleiten schmale grüne Bänder die Wasserläufe in den Felsentälern, werden breiter und breiter und fließen in der Ebene östlich des Antilibanon zu einem grünen See von Feldern und Obstgärten zusammen. Vom Flugzeug aus hatte ich einmal den Eindruck, als habe sich ein riesiger Polyp vielarmig in das Gebirge hineingekrallt.

Halb vom üppigen Wuchs der Oase umschlungen, halb sich an den steinigen Ausläufern des Dschebel Kassiun hochreckend, liegt Damaskus, im Tal eine pulsierende Großstadt, die den langen französischen Einfluß nicht verleugnen kann, in den höheren Regionen an ein kurdisches Gebirgsdorf erinnernd.

Die Omayadenmoschee, auf der Stelle eines antiken Jupitertempels und einer christlichen Basilika errichtet, war die architektonisch klarste Moschee, die ich im arabischen Orient sehen konnte. Die dreiteilige, durch mehrere parallel verlaufende Säulenreihen gegliederte Halle flankiert einen großen rechteckigen Hof, zu dem hin sie sich auf ihrer ganzen Längsseite öffnet. Die Universität mußte kurz vor dem Jahresabschlußexamen stehen, denn zwischen den Säulen der kühlen Halle liefen die Studenten auf und ab, lernten murmelnd den Text ihrer Lehrbücher auswendig; andere hatten sich auf den Teppichen zu einem Schläfchen hingestreckt, um sich von der Anstrengung des Lernens zu erholen. Alle hatten die Schuhe abgelegt, denn das war man Allah schuldig. In einer Ecke las man halblaut den Koran. Die Beter saßen im Schneidersitz, den Oberkörper beim Sprechgesang vor- und zurückwiegend; sie ließen sich von den Seufzern der Schläfer und dem unruhigen Hin und Her der Examenskandidaten nicht stören.

Der weite Hof im südlichen Licht, die klare Architektur der Säulenhalle, das gelassene Sich-geben der Menschen in ehrwürdigster Umgebung – in allem ist noch ein Hauch antik-mediterranen Lebens, das den Neid des Nordländers erregt.

Im Basarviertel erinnert die ›Gerade Straße‹ an die Bekehrungsgeschichte des Saulus, der nach seinem ungeheuren Erlebnis vor der Stadt mehrere Tage hier gewohnt hat, bis der Christ Ananias zu ihm kam und ihn durch Handauflegen wieder von seiner Blindheit heilte. An Stelle der antiken Häuser stehen heute moderne Geschäfte; aber an der Leidenschaftlichkeit, die das öffentliche Leben durchdringt, hat sich wohl wenig geändert. In welchem Ton ein-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000015

fache Bürger hier über Politik sprechen, ist nördlich der Alpen nicht vorzustellen. Man möchte jedem Gesprächspartner glauben, daß er allerengste Verbindungen zu höchsten Regierungskreisen hat oder zu deren untergründiger Opposition, die im verborgenen den nächsten Regierungssturz vorbereitet. Die Händler machten keinen Hehl daraus, daß sie mit der Fusion Syriens und Ägyptens zur ›Vereinigten Arabischen Republik‹ unter Nassers Führung unzufrieden waren. Damaskus war zu einer Provinzstadt herabgesunken, da die große Politik nun in Kairo gemacht wurde, zu dem man noch nicht einmal eine Landverbindung hatte. Der Handel – und das war das wichtigste Argument – ging zurück. Verschmitzt gab ein Kaufmann mir zu verstehen, daß ich nur abwarten solle, bis die Zeit zeigen werde, wem Syrien gehöre. Als ich 1961 eines Morgens in der Zeitung las, daß es einer syrischen Militärrevolte gelungen sei, die Wiedererrichtung eines autonomen Syriens durchzusetzen, war ich nicht sonderlich überrascht, der Händler im Basar von Damaskus wohl noch viel weniger.

Ein Polizist, den ich nach dem Weg fragte, hob theatralisch die Augen zum Himmel, als er hörte, daß ich nach Bagdad wollte. Er flehte Allah um Schutz für mich an, denn dort regierten ja die Kommunisten. Und dazu noch die lange Wüstenfahrt! Da stehe mir Schreckliches bevor! Östliche Phantasie und Freude am Reden lassen rasch Legenden entstehen, die aber nicht so ideologisch ernst und zählebig sind wie bei uns.

In Damaskus hatte ich gewiß zum erstenmal Angst, allein im Wagen die Wüste zu durchqueren. Am Rand der Oase steht ein einsamer Wegweiser, der nach Osten zeigt: Bagdad 800 Kilometer! Es ist die nächste Verbindung durch die Wüste, auf einer Piste, die nur ab und zu durch leere Kanister oder Tonnen markiert ist. Ortskundige warnten mich: bei Sturm werde es gefährlich, weil man im aufgewirbelten Staub und Sand, die wie ein dichter Nebel oft tagelang über der Wüste liegen, leicht die Spuren verfehlen könne. Ich fühlte mich trotz einjähriger Reiseerfahrung im Orient doch noch als Anfänger der Wüstentouristik und zog vor, auf einer Asphaltstraße durch jordanisches Gebiet den weiteren, aber sicheren Weg nach Bagdad zu fahren.

Es war Spätnachmittag geworden, bis ich mich im Basar mit dem Notwendigen für einen zwar unerwünschten, aber immerhin

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000016

möglichen Wüstenaufenthalt von mehreren Tagen versorgt hatte: Proviant, Wasser und vor allem auch einige Kanister Benzin, um nicht auf das nächste Tankauto warten zu müssen, falls einer der wenigen Pumpstationen unterwegs der Stoff ausgegangen sein sollte.

Je mehr ich mich der jordanischen Grenze näherte, um so zahlreicher wurden die Militärposten, die Pässe und Wageninhalt kontrollierten. Es war offensichtlich: Nassers Vereinigte Arabische Republik und die haschemitische Monarchie in Jordanien lebten in keinem sehr freundschaftlichen Verhältnis miteinander. Kein Wagen kam mir entgegen, obwohl man mir in Damaskus versichert hatte, daß die Grenze geöffnet sei. Von den syrischen Zollbeamten erfuhr ich den Grund: In den frühen Nachmittagsstunden sei in Amman ein Attentat auf den jordanischen Ministerpräsidenten verübt worden. Über die Lage in Jordanien wisse man nichts, denn wenig später hätten die Jordanier die Grenze für alle Ausreisenden geschlossen.

Sollte ich nach Damaskus zurück und doch die Fahrt über die Wüstenpiste nach Bagdad wagen oder durch ein Land reisen, dessen ungeklärte politische Lage vielleicht gefährliche Folgen haben konnte? Ich kannte die Jordanier zwar als sehr gastfreundliche Menschen, aber in Stunden der Verwirrung drängt sich überall sehr schnell der Bodensatz eines Volkes zur Oberfläche. Ich setzte größeres Vertrauen auf die Jordanier und fuhr halb neugierig, halb bangen Herzens durch das öde Niemandsland zur jordanischen Grenzstation.

Am Schlagbaum bat mich ein junger Leutnant in adretter Uniform auszusteigen und zu warten, während er sich immer wieder für das Mißgeschick entschuldigte. Er habe Order, allen Ein- und Ausreisenden den Grenzübertritt zu verwehren, bis weitere Befehle kämen. Mit dem verlegenen und um Verzeihung bittenden Lächeln eines Kindes, das an die Tür gestellt wurde, um Besucher so lange aufzuhalten, bis sich im Innern des Hauses ein Familienkrach geklärt hat, versicherte er mir, daß er selbst nicht wisse, wie es in Amman aussehe, da die Stadt hermetisch abgeschlossen sei. Er hoffe, bis zum nächsten Morgen von offizieller Seite günstige Nachricht zu erhalten.

Im gegenüberliegenden Rasthaus traf ich zwei englische Familien, Touristen, die am Abend noch Jerusalem hatten erreichen

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000017

wollen und sich nun in dem ungemütlichen Gebäude für die Nacht einrichteten. Der Wirt zeigte keine große Trauer über die ungewisse Lage des Landes, denn sie hatte ihm unerwartet Gäste ins Haus gebracht. Der einzige Schlafraum wurde für die englischen Damen hergerichtet, während wir Männer uns die schäbigen Polstersessel des sogenannten Klubraums zu irgendwelchen Liegemöglichkeiten zusammenschoben.

Am Abend kam der Leutnant noch einmal zu uns herüber. Er hatte noch keine Nachricht. Um uns zu trösten, wollte er auf seine Kosten Bier für uns bestellen; aber er hatte den Trost nötiger als wir. Mit Tränen in den Augen beklagte er die Araber, die von der großen panarabischen Familie zwar viel redeten, aber sich in Staaten und Cliquen zersplitterten. Die alten Stammesfehden seien nun von den Zwistigkeiten der politischen Gruppen abgelöst, die sich zur Macht drängten, in Staaten, die auf dem Reißbrett nach den Interessen fremder Großmächte entstanden seien. Er hatte die Frage, ob Republik Nasserscher Prägung oder konstitutionelle Monarchie das Bessere sei, pessimistisch gelöst: Es sei wohl gleich, unter welcher Regierungsform sie lebten; die Araber hätten es noch lange schwer, sich in eine staatliche Ordnung zu schicken, da in jedem von ihnen noch etwas vom Stolz des vagierenden Nomaden existiere. Diese pessimistische Einstellung konnte ich häufig bei jüngeren Arabern beobachten, gerade auch wenn sie eine Höhere Schule oder eine Universität mit westlichem Bildungsbetrieb besucht hatten. Als er ging, versicherte er uns noch, daß er trotzdem seinen jungen König Hussein liebe und auch für ihn kämpfen werde, wenn es nötig sei. Der sympathische Mann tat uns leid. Er bewachte Grenzen, deren Sinn er nicht einsah. Doch bestechend war die lächelnde Höflichkeit, mit der er diesen Dienst versah.

Die zwei oder drei Dutzend an der Weiterreise gehinderten Araber dachten nicht an Schlaf. Für sie war das Ereignis zu aufregend und die Gelegenheit zum Diskutieren zu verlockend. Wie hätte man sich da zum Schlafen zurückziehen können? Die ganze Nacht hörte man ihr Palaver auf der Straße, abebbend und wieder einsetzend, wenn von irgendwoher ein neuer Wagen hinzugekommen war.

Am nächsten Morgen durften wir weiterfahren. Die Lage hatte sich geklärt: bei dem Bombenanschlag hatte es Tote gegeben,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000018

darunter der Ministerpräsident selbst. Die Attentäter waren vermutlich über die syrische Grenze entkommen. Die Zügel der Regierungsgewalt waren dem König nicht entglitten. Die Armee stand fest auf seiner Seite. Das Land war ruhig. Im Rundfunk wurde Kairo heftig attackiert und verdächtigt, im Hintergrund die Fäden für dieses Attentat gesponnen zu haben.

Es war ein herrlich leuchtender Morgen, an dem einem unbegreiflich erschien, daß irgendwo Menschen um der Politik willen hatten sterben müssen. Im Westen standen kahle Berge golden im Licht der aufgehenden Sonne. Hinter ihnen mußte der Jordan vom See Genezareth zum Toten Meer fließen: die Landschaft, wo Jesus gelebt und die gewaltlose Liebe gepredigt hatte, wo sich jetzt Araber und die Juden des Staates Israel als unversöhnliche Feinde hassend gegenüberstanden.

Der Leutnant war froh, daß er uns in Frieden die Weiterfahrt erlauben durfte. Zum Abschied schenkte er mir einen gefesselten Vogel, taubengroß, den seine Soldaten gefangen hatten, und den mir mein Koch am Abend in Bagdad braten solle. Es sei das beste Vogelfleisch der Wüste. Ich bedauerte das ängstlich blickende Tier, aber es wäre beleidigend gewesen, es vor den Augen des gutartigen Offiziers zu befreien. Die meisten Orientalen haben kein Verständnis für unser sentimentales Verhältnis zu den Tieren. Das gemütvolle Mitleiden, das wir für die tierische Kreatur zeigen können, ist ihnen fremd. Ich war oft schockiert darüber, wie ungerührt ein Araber, den ich sonst schätzte, dem Leiden eines Tieres zusehen konnte. Dieser Araber würde sich in Europa entsetzt fragen, wie ein Mensch so vertraulich mit Tieren umgehen könne, wenn er die Liebe europäischer Damen zu ihrem Pudel beobachten könnte.

Bei Mafrak biegt die Straße nach Bagdad scharf ostwärts. Im Süden sind Amman und Jerusalem nicht weit. Die große Wüste lag jetzt vor mir.

Mafrak, Station an der alten Hedschasbahn, die seit der Zerstörung im Kampf der Araber gegen die Türken nur noch bis Ma'an führt. Es bestehen Pläne, diese Bahn der Mekkapilger bis zu ihrem ursprünglichen Ziel Medina wieder aufzubauen.

Überall sah man Soldatencamps. Nicht nur in Mafrak hatte es den Anschein, als ob fast die Hälfte aller wehrfähigen Männer in

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000019

den Ländern des Vorderen und Mittleren Orients in einer Uniform steckten. Braucht man so viele Soldaten zum Schutz gegen das kleine Israel? Oder fürchtet man einen Überfall des benachbarten Brudervolks oder gar Unruhen im eigenen Land?

Mafrak, letzter Halt vor dem Absprung in die weite Leere der lehmig-braunen Wüste. Benzin- und Wassertank wurden noch einmal nachgefüllt, und dann war ich allein auf dem schmalen Asphaltstreifen zwischen zwei Ozeanen von Sand und Steinen.

Es war erst neun Uhr, aber schon brodelte die erhitzte Luft über dem Land ohne Horizont. Die Temperatur schätzte ich um 40 Grad Celsius im Schatten.

Eine Rieseneidechse wischte über die Straße; der Rumpf fast armlang, der Rückenkamm gezackt. Eine Zeitlang glaubte ich, irgendein Lastwagen mit Zitronen müsse vor einigen Tagen nach und nach seine ganze Ladung verloren haben, denn an den Straßenrändern leuchteten gelbe, zitronenförmige Früchte, vom Staub halb zugeweht. Bei näherer Untersuchung stellte ich fest, daß es keine Zitronen waren, sondern kleine kürbisartige Früchte, die durch zähes Gestengel und Wurzelwerk miteinander und mit der Erde verbunden waren. Sie konnten das notwendige Wasser zum Wachstum nur vom spärlichen Morgentau kühlerer Wüstennächte bezogen haben, denn seit einem halben Jahr hatte es hier nicht mehr geregnet. Disneys einprägsamer Filmtitel ›Die Wüste lebt‹ hatte recht. Wenig später erfuhr ich ein noch schockierenderes Exempel dafür.

Irgendwann fiel mir mein gefesselter Wüstenvogel ein. Ich zog ihn aus dem Schatten des Vordersitzes ins Freie und nahm ihm die Fesseln. Ängstlich duckte er sich auf meinem Arm zusammen, um dann plötzlich mit einem schrillen Schrei aufzufahren. Aber kaum hatte sich das Tier dreißig oder vierzig Meter von mir entfernt, als von oben etwas Dunkles, Mächtigeres auf es zuschnellte, es traf und mit ihm zu Boden glitt, ein Adler, zu dem gleich ein zweiter stieß. Die beiden machten sich die Beute streitig, bis der stärkere mit ihr davonschwingen konnte.

Öfter sah ich Geier in kleinen Gruppen abseits der Straße stehen. Beim Vorbeifahren des Wagens reckten sie die unbefiederten Hälse, deren rosige Farbe an rohes Fleisch erinnerte. Vögel des Todes! Wenn man das bleiche Gerippe eines verendeten Esels oder Kamels

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000020

abgenagt am Straßenrand liegen sah, wußte man, welche Arbeit sie mit den Schakalen zusammen in der Wüste übernommen haben.

Schon weit draußen waren plötzlich drei Kamelreiter vor mir, eine Patrouille der jordanischen Wüstenlegion, die als bestausgebildete Truppe des Vorderen Orients gilt. Die Soldaten hatten ihre Köpfe zum Schutz vor der Sonne fast ganz in die rote Keffieh gehüllt. Die über der Brust sich kreuzenden Patronengurte, der Dolch, der griffbereit im messingbeschlagenen Ledergürtel steckte, gaben den auf hochbeinigen Tieren hin und her schwankenden Gestalten ein martialisches Aussehen.

Da sich die Soldaten der Legion meist aus Beduinenstämmen rekrutieren, sind sie von Kind auf mit dem Leben in der Wüste vertraut. Eine Patrouille führt oft tagelang durch weglose Einsamkeit bei einer Temperatur, die über fünfzig Grad ansteigen kann. Der Legion ist es zu verdanken, daß man heute im Land östlich des Jordans, das lange wegen räuberischer Beduinenstämme als unsicher galt, ohne Gefahr reisen kann.

Von Mafrak an läuft parallel zur Straße eine Pipeline, die vom nordirakischen Erdölgebiet bei Kirkuk zum Mittelmeerhafen Haifa in Israel führt. Aber seit dem arabisch-israelischen Krieg 1948 lassen die Iraker das Öl nicht mehr durch diese Rohrleitung fließen, weil sie den Juden im Rahmen des arabischen Wirtschaftsboykotts gegen Israel das einträgliche Verladegeschäft auf die Tanker nicht zugestehen wollen. Während die beiden anderen Leitungen, die, ohne israelisches Gebiet zu berühren, vom Irak zum libanesischen Tripolis und dem syrischen Banias gehen, kaum für den Abtransport des geförderten Erdöls ausreichen, liegt seit Jahren hier in der Wüste eine Anlage unbenutzt, für die Millionen investiert wurden. Aber die beteiligten Ölgesellschaften haben sich noch nicht entschließen können, die Leitung aufzugeben und verrotten zu lassen. In der Hoffnung, daß sich Araber und Israelis irgendwann einmal einigen werden, halten sie seit der Unterbrechung des Ölflusses die Stationen besetzt, die etwa alle hundert Kilometer entlang der Pipeline errichtet wurden, um das Öl weiterzupumpen. Technisches Wartepersonal hält die wertvolle Einrichtung instand, bis eines Tages das Öl wieder nach Haifa fließen darf.

Ein Stück Weges liegt neben den unbenutzten Rohren eine zweite Ölleitung. Es ist die transarabische Pipeline, die längste

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000021

der Welt. Ein gigantisches Unternehmen! Von den Ölgebieten bei Dahran am Persischen Golf führt sie 1700 Kilometer durch Wüste und Gebirge zum libanesischen Hafen Saida. Täglich können 50000 Tonnen Rohöl quer durch die arabische Halbinsel in die Bäuche der Tanker gepumpt werden.

Die Pumpstationen entlang der Ölleitung sind zum Teil Kernzellen kleiner Siedlungen geworden. Ortsgründungen des 20. Jahrhunderts! Nicht die natürliche Lage war entscheidend, sondern die technische Notwendigkeit, daß der Ölfluß nach einer bestimmten Laufstrecke neuen Druck brauchte. Der Standort einer solchen Station ist das Ergebnis physikalischer Berechnungen. Und da ist auch kein Platz für schöne Namen: H 1, H 2, H 3 ..., so abstrakt wurden die Pumpstationen zunächst von den Technikern mit Buchstaben und durchlaufenden Nummern bezeichnet. Die Siedlung, die zum Beispiel bei der Station H 4 entstand, hieß dann bald bei Arabern und Ausländern ›Edschfor‹ (englische Aussprache für H 4).

Mit den Öltanks und Pumpen wurden in der Öde auch einige Häuser für das technische Personal gebaut. Man bohrte nach Wasser, weil der weite Transport mit der Zeit zu kostspielig wurde. Militär- und Polizeistationen kamen zum Schutze hinzu. Und wo es im Orient nur ein paar Dutzend festangestellter und gutverdienender Leute gibt, da findet sich auch bald eine Schar ›freier Unternehmer‹ ein: Schuhputzer, Tee- und Kaffeeköche, Händler. Sie wagten den Sprung in die Wüste und bauten ihre Hütten um die technische Anlage herum. Einige Beduinen fanden Arbeit und ließen sich mit ihren Zelten am Rande der entstehenden Siedlung nieder. Ein erster Schritt zur Seßhaftigkeit!

In Edschfor (H 4), wo für Reisende nach dem Irak auch die Zoll- und Paßkontrollen sind, gibt es sogar schon eine Schule. Eine junge, freundliche Lehrerin aus Amman bringt den kleinen Wüstensöhnen das Lesen und Schreiben bei. Da ihre Wohnung der Zollstation gegenüber liegt, verkürzt sie sich ihre freie Zeit damit, daß sie die Damen durchreisender Ausländer während des Aufenthaltes zu einem Kaffee einlädt, um auf diese Weise ihre Lebensumstände, ihre Herkunft und ihr Reiseziel zu erfahren. So hat sie mitten in der Wüste Kontakt mit der großen fernen Welt.

Ein verbogenes Blechschild mit einigen arabischen Schriftzeichen, das genügt, um die Staatsgrenze zu markieren. Kein Schlagbaum,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000022

kein Zollhaus, keine Grenzposten, ein verbogenes Schild irgendwo an der Wüstenstraße zwischen Amman und Bagdad, das genügt. Grotesk sieht dieses winzige Zeichen menschlicher Machtsetzung aus; lächerlich ohnmächtig steht es da, eine weiße Boje im gelbbraunen Meer der hitzeflimmernden Wüste; und dennoch Markierung einer andersgearteten Macht, Zeichen für den übergreifenden Willen des Menschen, der Machtkomplexe und deren Interessen räumlich absteckt, der Scheidungslinien selbst da noch zieht, wo die Natur nur das ewige Einerlei einer höllischen Kargheit bietet. Das verbogene Blechschild ist ein Zeichen dafür, daß die Wüste aufgehört hat, Niemandsland der Macht zu sein, in dem nur Nomaden, Geächtete und fromme Weltflüchtige ihr ort- und geschichtsloses Dasein führen.

Die Wüste ist genau vermessen und kartographiert. Das Schild erinnert daran, daß hier Interessen markiert sind, für die Menschen in den Krieg geschickt und politische Komplotte geschmiedet werden. Auf jede Veränderung würden die Börsen von New York, London und Frankfurt, die Politiker in Moskau und Washington reagieren.

Die Straße sagt es auch, die Telefondrähte sagen es und vor allem die Ölleitungen, deren weiße Rohre der Wind vom daraufgeschütteten Boden hier und da bloßgefegt hat. Sie alle sagen, daß es in einem gewissen Sinn gar keine Wüste mehr gibt.

Und dennoch: Wer je durch die Wüste fuhr, allein der endlosen Weite ausgesetzt, und sei es auch auf einer asphaltierten Straße, mit genügend Benzin, Wasser und Nahrung versehen, der weiß, wie übermächtig sie sich vordrängt, wie zerreißbar und unwahrscheinlich die wenigen Fäden hier werden, die einen noch mit den Gebieten der Zivilisation verbinden. Momente des Schreckens können einen überfallen; Angst, diese Straße und diese Drähte könnten kein Woher und kein Wohin mehr haben. Was für Menschen müssen das sein, die seit Jahrtausenden mit ihren Tieren durch diese ungeheuren Weiten ziehen, hier und da die schwarzen Ziegenhaarzelte für einige Zeit aufschlagend.

Wie lange fuhr ich nun auf dem dunklen Asphaltband? War es gestern gewesen, daß ich mich am Mittelmeer von den Freunden verabschiedet hatte? War es möglich, daß ich am Abend noch in Bagdad eintreffen und nach einem erfrischenden Bad bei einem Glas

Whisky erzählen sollte, welches Erlebnis die Fahrt durch die Wüste gewesen sei? Meine Gedanken jagten unruhig zwischen Erinnerung und Erwartung hin und her, als hätten sie Angst, Gewesenes und Zukünftiges könnten hier für immer verlorengehen.

Ein paar dunklere Konturen kamen näher, formten sich plastisch zu Kuben: H 3, Militärlager und Pumpstation an der Pipeline. Die ersten irakischen Soldaten. Schläfrig traten sie aus dem Zelt an den Wagen. Es war ein mühsames Geschäft, bis der Unteroffizier Namen, Nationalität und Wagennummer festgestellt hatte. Die Ausübung selbst so einfacher Hoheitsrechte würde bei fünfzig Grad im Schatten auch einem Schriftkundigeren Schwierigkeiten bereiten.

Schließlich schien die Prozedur beendet. Aber nein, der Unteroffizier kurbelte am Feldtelefon. Ich vermutete, daß er alle Kontrollposten auf der Strecke nach Bagdad aus ihrem hindämmernden Schlaf aufweckte, um ihnen zu melden, daß ein Deutscher in dem und dem Wagen soeben H 3 verlassen habe. Dann drückte man mir ein halbes Dutzend Zettel in die Hand, die ich der Reihe nach bei den zu passierenden Posten abgeben sollte. Wer will da sagen, der Orient kenne keine Bürokratie und keine Ordnung?

Endlich hieß es: »Der Friede Allahs begleite dich«, und ich durfte weiter ostwärts fahren.

Die Glut des Tages wollte noch nicht erlöschen. Ich konnte nur vermuten, wo die Sonnenscheibe stand, dort, wo sich die Lichtflut schmerzhaft grell verdichtete. Wann war mir der letzte Wagen begegnet? Noch auf jordanischer Seite, vor vier Stunden.

Die Straße senkte sich in ein Wadi, eine langgezogene Mulde, in der sich zur Regenzeit das Wasser sammelt. Das Auge war dankbar für die geringste Veränderung des Bildes.

Aber wo blieb Rutba? Außer Zollabfertigung und Paßkontrolle sollte es dort Tee, kühles Wasser und Benzin für die Weiterfahrt geben. Nur solch unendlich weite Wüstenländer können sich Grenzstationen leisten, die 200 Kilometer hinter der tatsächlichen Grenze liegen.

Endlich etwas silbrig Leuchtendes am Horizont, das langsam höher wuchs, der Wasserbehälter von Rutba. Waren es früher die Minaretts und Kuppeln einer Moschee, die dem Reiter von weitem einen Ort anzeigten, so sind es im heutigen Irak die Wasser-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000024

behälter aus Aluminium, die wie ein Leuchtfeuer im Sonnenlicht, über Hütten und Moscheen stehend, weit in die Wüste blinken.

Im Näherkommen erkannte ich die Würfel einiger Häuser, sogar Bäume, Palmen und Eukalyptus; seit gestern das erste Grün. Es müssen Wüstenwanderer gewesen sein, die Grün die Farbe der Hoffnung genannt haben.

Halbwilde Köter kamen kläffend dem Wagen entgegen. Ein freier Platz vor einem festen Gebäude mit der irakischen Flagge; nein, kein Platz, vielmehr ein Stück Wüste mit dem Zollhaus. Hochbeladene Lastwagen, uralte Omnibusse, dazwischen das Gewimmel schreiender und gestikulierender Araber. Wo kamen sie nur her und wo wollten sie hin? Gab es doch im Umkreis von Hunderten von Kilometern kein Dorf und keine Stadt.

Ehe ich meine Glieder recken konnte, war eine Meute sich balgender Jungen über mich und den Wagen hergefallen. Einige versuchten, Stücke meines Reisegepäcks von den hinteren Sitzen ins Freie zu zerren, andere fuchtelten – mich umkreisend und sich gegenseitig wegstoßend – mit Coca-Cola-Flaschen und Kaugummipäckchen herum, die sie mir lautstark zum Kauf anboten; wieder andere begannen, planlos an meinem verstaubten Wagen herumzuwischen. Ich wollte energisch eingreifen, aber während ich einen daran hindern konnte, sich meiner Anzüge zu bemächtigen, hatte sich schon ein zweiter meine Brieftasche durch das heruntergelassene Fenster aus dem Handschuhfach gefingert und verschwand damit im Zollhaus. Mein machtlos verzweifeltes Geschimpfe in Deutsch, Englisch und Arabisch provozierte nur ein allgemeines Gelächter der rasch versammelten Zuschauer.

Ein Polizist, der alles mit angesehen hatte, klopfte mir freundlich nickend auf die Schulter und meinte: »Don't worry!« Dann führte er mich in das Gebäude, wo ich die Meute ergebenst grinsend mit all meinen Sachen antraf. Es waren also keine Räuber, sondern die Jugend Rutbas, die sich durch nichterbetene Trägerdienste ein Bakschisch verdienen wollte. Wenn man weiß, wie wenige Ausländer durch Rutba kommen, kann man sich vorstellen, welch ein Konkurrenzkampf unter den Burschen entsteht, sobald einmal eine fette Beute auf den Platz vor dem Zollhaus rollt. Dann heißt es nur, so schnell wie möglich zupacken, bevor sich ein Konkurrent des Gepäcks bemächtigt hat.

Der Sergeant blätterte schon in meinem Paß herum. Meine vorwurfsvolle Bemerkung, daß die Papiere durch einen Überfall auf meinen Wagen in seine Hände gelangt seien, rührten ihn wenig. »Don't worry!« und »Never mind!« war auch sein Kommentar zu dem Vorfall.

Als er sah, daß ich aus Deutschland kam, schnalzte er mit der Zunge wie Weinkenner beim Nennen einer bevorzugten Weinsorte. Ein Glas Tee sollte mich versöhnen und als Gast willkommen heißen. Aber ich war so ungeschickt, ihm das ungebührliche Verhalten der Burschen noch weiter vorzuhalten. Der pädagogische Tick des Europäers war stärker als die bisherige Erfahrung im Orient. Jetzt machte er ein ganz trauriges Gesicht, brüllte dann die vier oder fünf Übeltäter an, die nun ihrerseits eine zerknirschte Sündermiene zeigten. Aber einen Augenblick später lachten mich alle schon wieder freundlich an.

»Was willst du denn überhaupt?«, so mochten ihre Gedanken sein, »fehlt eins von den Papieren oder Gepäckstücken? Warum bei Allah so unnütze Aufregung? Seltsam diese Europäer!«

Das logische Argument, ich könne doch nicht von vornherein wissen, ob ich nicht dabei bestohlen werde, hätten sie als beleidigend empfunden. Auch sie wußten, daß man vor Dieben auf der Hut sein mußte, aber nicht das Wissen ist für die Reaktion des Arabers entscheidend, viel mehr das Gefühl. Ohne diebische Gesinnung als ein potentieller Dieb angesehen zu werden, das beleidigt den Stolz und das Ehrgefühl. Galant gab der Sergeant die Papiere zurück und wünschte mir eine gute Fahrt. Nur noch eine Kleinigkeit sei beim Captain zu erledigen, bevor ich mich im Rasthaus nebenan von den Strapazen der Reise erholen könne. Verwundert über die Empfehlung, mich in Rutba auszuruhen, folgte ich dem Soldaten zu seinem Vorgesetzten.

Mein Begleiter murmelte seinen Bericht, während sich sein Chef mehrmals liebkosend sein gepflegtes Schnauzbärtchen strich und mich dann ehrerbietig begrüßte.

Auf meine Antwort hin abermaliges Liebkosen des Bärtchens und: » I'm sorry, Sir!«

Ich dachte schon, er wolle sich wegen des Verhaltens der Halbwüchsigen entschuldigen. Aber es kam anders: »Sie können nicht weiterfahren.«

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000026

»Ich denke nicht daran. Meine Papiere sind in Ordnung. Können Sie mir vielleicht sagen, warum ich hierbleiben sollte?«

»Oh, unser Rasthaus ist ausgezeichnet, nur gute Gesellschaft.«

»Ich möchte heute abend noch in Bagdad sein und verzichte gern auf die gewiß gute Gesellschaft des Rasthauses von Rutba.«

»Never mind! Auch hier gibt es gutes Bier und Whisky.«

Sollte ich heute schon wieder durch irgendwelche Wirrnisse der Politik aufgehalten werden? So war mein erster Gedanke. Ungeduldig werdend bat ich darum, mir näher zu erklären, warum ich in dem Wüstennest Rutba bleiben solle, wenn an Visum und Triptik nichts auszusetzen sei.

Da dieser zähe Europäer das Warum unbedingt wissen wollte, mußte sich der Captain bequemen und für die Erklärung seinen ganzen englischen Sprachschatz zusammenkramen.

Während meiner Abwesenheit sei eine neue Verordnung gekommen, nach der eine besondere Lizenz der Bagdader Sicherheitspolizei für die Benutzung der Straße erforderlich sei. Er werde sofort nach Bagdad telegrafieren, damit man den notwendigen Schein schicke. Das Schriftstück treffe manchmal erst nach drei, vier Tagen ein, aber wenn es bis zum nächsten Mittag nicht da sei, wolle er telefonisch die Erlaubnis für meine Weiterfahrt einholen.

Wenn schon die telefonische Einholung der Straßenbenutzungserlaubnis möglich sei, argumentierte ich nun mit meiner Logik, so könne er ja auch gleich anrufen und mich in einer halben Stunde weiterfahren lassen.

Dies sei eben nicht möglich und zöge nur den Unwillen der Vorgesetzten in Bagdad auf ihn. Es sei vereinbart worden, daß man nur mittags Punkt 12 Uhr telefonisch miteinander in Verbindung treten wolle, wenn eine telegrafisch angeforderte Lizenz ausbleibe.

Bürokratie des Orients! Ich versuchte, alle mir bekannten Register orientalischer Verhandlungstechnik zu ziehen. Ich gab alle höheren Ministerialbeamten und Offiziere in Bagdad, deren Namen ich jemals gehört hatte, als meine besten Freunde aus; ich bat und schmeichelte; ich fluchte und drohte; ich nannte ihn ›mein Auge‹ (arabisches Kosewort für einen guten Freund) und dann wieder meinen ärgsten Feind, aber ich hatte keinen Erfolg. Als Anfänger in orientalischer Rhetorik gelang es mir nicht, ihn zu einer Diskussion über den Fall zu provozieren. Ich hatte oft die Erfahrung gemacht,

daß nichts endgültig aufgegeben ist, solange sich der Partner noch auf ein Diskutieren einläßt. Es kommt dann darauf an, wer von beiden die größere Ausdauer im Erfinden neuer Argumente hat. Auf alle meine Vorschläge und Einwände kam aber hier nur die ruhige Antwort: »Never mind!«

Der Mann hatte eine Standfestigkeit, die einen preußischen Beamten ausgezeichnet hätte. Dazu zeigte er bei einer Höllentemperatur dem verärgerten Ausländer gegenüber eine wohlwollende Geduld, wie sie in unseren, wiewohl kühleren Breiten bei Beamten seltener zu finden ist. Ermattet vom nutzlosen Wortverbrauch ergab ich mich dem Fatum, das mich nun zum zweitenmal auf meiner Reise unerwartet festhielt.

Wirt und Diener des Rasthauses schienen über mein Kommen schon unterrichtet zu sein. Sie hatten sich zum Empfang im Foyer aufgestellt, und ihren strahlenden Gesichtern sah man an, wie sehr sie sich darüber freuten, endlich einen Gast in ihrem selten besuchten Haus bewirten zu können.

Die regierungseigenen Rasthäuser sind diejenigen Hotels in den arabischen Ländern, in die man als Reisender außerhalb der großen Städte einkehren kann, ohne Gefahr zu laufen, mit allzuviel Ungeziefer Bekanntschaft zu machen. Manche deutsche Landgasthäuser sind nicht sauberer und nicht schmutziger.

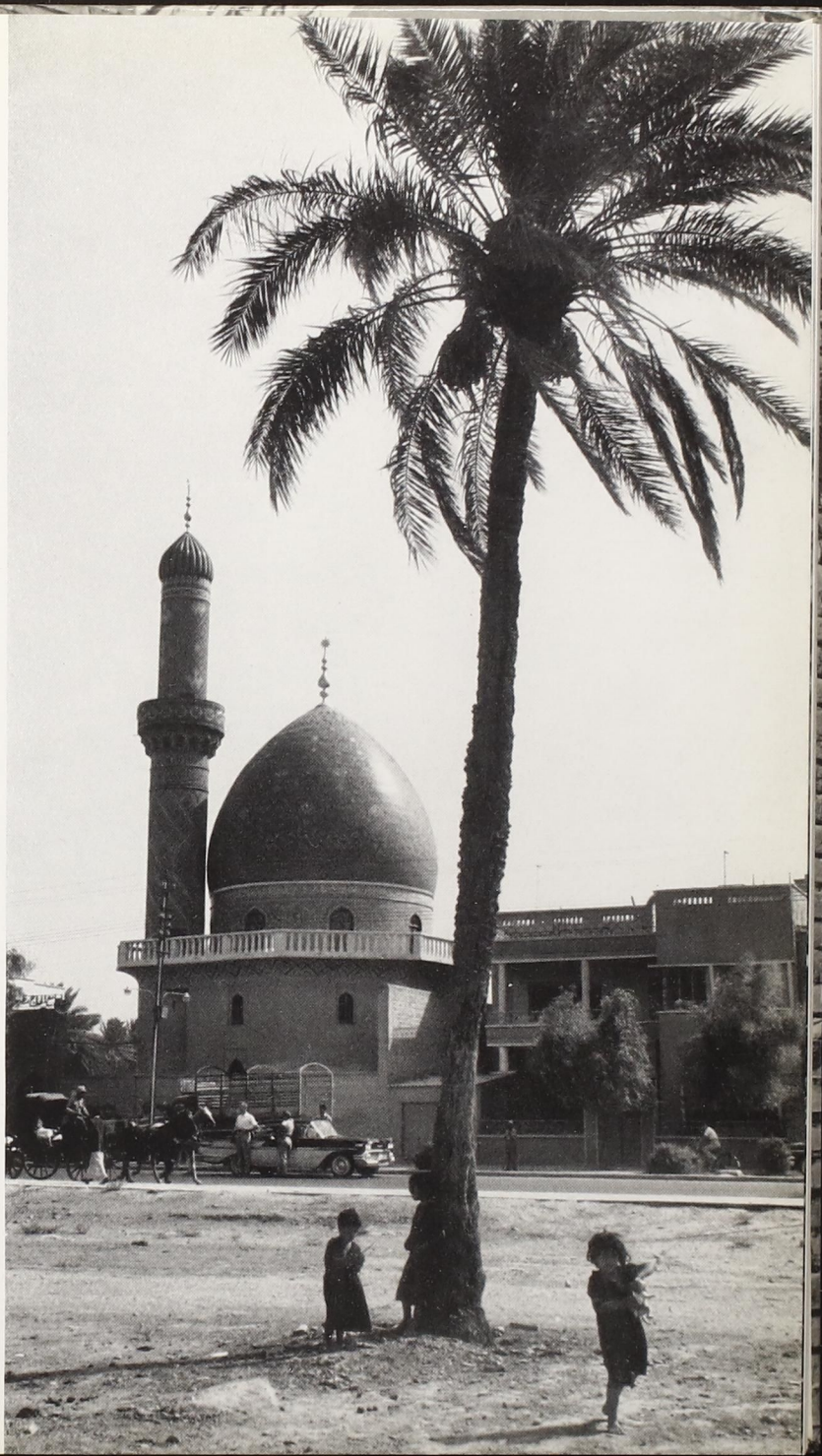
Eine erfrischende Dusche und ein opulentes Mahl versöhnten mich bald mit meinem widrigen Geschick. Die Soldaten hatten mir das Vernünftigste geraten: »Don't worry about it!«

Endlich fiel die Sonne rasch und steil zum Horizont hinab. Ich trat auf den Platz, der jetzt erfüllt war von den rhythmischen Rufen der Träger, die schwere Kisten von syrischen und libanesischen Lastwagen auf irakische umluden: Importgüter, die hier auf dem Wege von den Mittelmeerhäfen nach Bagdad umgeschlagen und verzollt wurden.

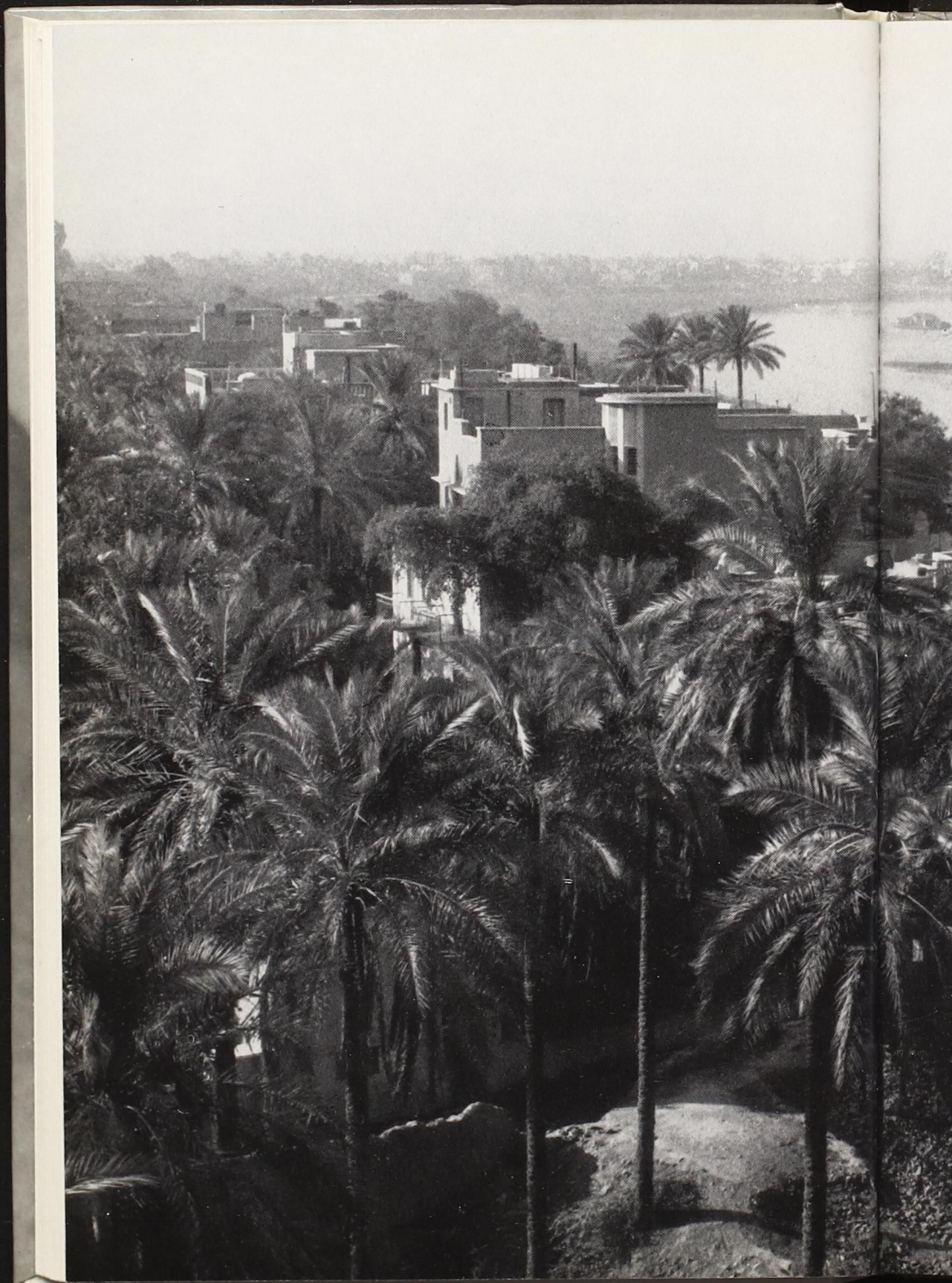
An der Straße lagen außer dem Zollgebäude und dem Rasthaus noch die Polizeistation, eine Tankstelle und eine baufällige Post, dazwischen zwei, drei offene Kaffee- und Teestuben; etwas abseits drängten sich ein paar Dutzend einstöckiger Flachhäuser, in denen das Personal für diese wenigen Stützpunkte der Zivilisation wohnte.

BAGDAD: *1 Moschee am Stadtrand*
2–3 Die große Tigrisschleife
4 Die Raschidstraße zur Mittagszeit

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000028



Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000029



Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000030

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000031

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000032

Dies war also Rutba, nicht Stadt, nicht Dorf, nur eine Ansammlung von Hütten und Häusern um ein paar Dienstgebäude herum, irgendwo an der Straße durch die syrisch-irakische Wüste.

Die Wüste war überall da, in der Farbe der Ziegelhäuser, in der extremen Weite des Himmels, in dem Leeren zwischen zwei Hütten und in der Flucht der Straße, wenn man auf ihr stand und, ihrem Laufe folgend, ost- oder westwärts blickte. Die Wüste war übermächtig und drohte diesen Punkt im Unendlichen aufzulösen.

Ich war auf der Straße ins Freie gegangen, nur wenige hundert Schritte, und dennoch überfiel mich ein Gefühl tiefster Verlassenheit. Vom Platz vor dem Zollhaus wehten die Rufe der Träger fremd und fern herüber. Hatte ich nicht vor wenigen Tagen noch mit Freunden im Mittelmeer gebadet? Wie unerreichbar weit waren jetzt diese heiteren Tage!

An diesem Abend bei Rutba erfuhr ich eine erste Ahnung, warum den Menschen, die in dieser ungeheuren Weite lebten, ein anderes Maß für ihr Leid und für ihr Glück, für die Zeit und ihre Geschicke eigen sein mußte. Dies war die Landschaft für das religiöse Genie, für Propheten und Männer Gottes. Hier, wo kein Ding den Weg zur Transzendenz verstellte, mußte die religiöse Sehnsucht der Menschen übermächtig werden.

War Abraham nicht durch diese Wüste gewandert? Und hatte Christus nicht vor seinem Auftreten vierzig Tage und Nächte in der Wüste gefastet? Waren die Eremiten der ersten christlichen Jahrhunderte nicht in die Wüste gezogen, um Gott näher zu sein? Und war nicht aus dem Innern der arabischen Wüste der Islam mächtig hervorgebrochen?

Die Sonne sank mit ausgefransten Rändern und von der noch hitzeflimmernden Luft verzerrt hinter die flachen Hügel. Der Schatten, der das Wadi füllte, leuchtete für Minuten in einem intensiven Violett, in das fast unvermittelt das stumpfe Grau der Dämmerung hereinbrach. Immer mehr Sterne durchlöcherten die sich ausbreitende Decke der Nacht.

Plötzlich füllte die Stimme des Muezzins, durch Lautsprecher verstärkt, den Raum zwischen Himmel und Erde: »Im Namen Allahs, des Allbarmherzigen – Lob und Preis Allah, dem Herrn aller Weltbewohner, dem gnädigen Allerbarmer, der am Tage des Gerichtes herrscht.«

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000033

Noch während die langgezogenen Rufe zum Gebet weithin schallten, flammte in Rutba die elektrische Straßenbeleuchtung auf, suchten die Scheinwerfer eines Wagens den Weg ostwärts, nach Bagdad. In den Pausen des feierlich schleppenden Gesanges hörte man immer noch die Stimmen der Träger, die der Mahnung zum Gebet die kurzen Rufe der Arbeit entgegensetzten.

Die Zwölf-Uhr-Verabredung mit der Bagdader Sicherheitspolizei kam zustande und hatte Erfolg: ich durfte fahren.

Stundenlang sah es so aus, als würde ich mich weiten Wasserflächen nähern. Manchmal waren sie schon greifbar nahe, ich sah ihre spiegelnde Oberfläche, sah Berge in ihnen stehen; aber dann war das Wasser auf einmal wieder fern zum Horizont gerückt, und die Inselberge waren nur noch kleine Erdhäufchen. Spiegelungen, die bei starker Erhitzung der Luft häufig auftreten.

Rotierende Staubsäulen, zwanzig, dreißig Meter hoch, zogen wie Geister durch die Wüste, um dann plötzlich zusammenzufallen, Wirbelstürme en miniature. Sie entstehen, wenn sich an einer Stelle die Luft besonders stark erhitzt hat. Ein starker Auftrieb saugt Luft aus der Umgebung an. Im Sog werden Staub und Sand mitgerissen und nach oben getragen.

Am Spätnachmittag tauchte ein dunkler Streifen aus dem grellen Geflimmer auf. Es waren Palmen, die die Nähe des Euphrats ankündigten. Es ist kein allmähliches Übergehen zum bebauten Land der Euphratebene. Plötzlich hört die Wüste auf, und die bewässerten Felder beginnen. Es ist nur ein Unterschied des Niveaus.

Vom Euphrat aus sieht man die Wüste sich wie langgezogene Schutthalden am Rande der Flußebene über das bebaute Land erheben. Ende August sind die Felder ausgedorrt, denn im Mai hatten die Bauern schon geerntet. Das Grün der Dattelpalmen drang nur matt durch die schwere Staubschicht, die auf den Fächern lag.

Das Lehmwasser des Euphrat schob sich braun und breiig durch die Ebene. Die Brücke bei Feludja war von starken Militärposten bewacht, als erwartete man eine Invasion oder Bombenanschläge. Am jenseitigen Ufer lag malerisch das kleine Städtchen. Einfache Ziegelhäuser mit Flachdächern, ein Minarett, aus den Höfen hier und da die Wedel einiger Palmen aufsteigend.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000034

Am Fluß war in der Stunde vor Sonnenuntergang Betrieb. Frauen hockten am Ufer und wuschen, auch bei dieser Arbeit in die vor fremden Blicken schützende schwarze Abba gehüllt. Das übermütige Geschrei badender Kinder kam herüber. Ein wenig abwärts stand eine Herde Wasserbüffel still im Strom. Die Augen waren nach der Einöde der beiden letzten Tage entzückt von dem idyllischen Bild.

Als ich ausstieg, um mich beim Anblick des jenseitigen Ufers ein wenig von der langen Fahrt auszuruhen, gab mir ein Soldat der Brückenwache zu verstehen, daß ich mich hier nicht länger aufhalten dürfe.

Jenseits des Euphrat kommt noch einmal Ödland, die eigentlich mesopotamische Wüste, denn sie ist von den beiden Strömen flankiert. Wie grüne Adern ziehen sich die Flußoasen durch das braune Land. Nur wo künstliche Anlagen entlang der Flußläufe für Bewässerung sorgen, sind Feld- und Gartenkulturen möglich. In Statistiken kann man lesen, daß nur ein Achtel der Gesamtfläche des Irak, der mit rund 440 000 Quadratkilometer fast doppelt so groß wie die Bundesrepublik ist, landwirtschaftlich genutzt wird. Das übrige ist Wüste, Steppe oder Gebirge im Norden.

Das Ödland zwischen Euphrat und Tigris ist nach einer knappen Stunde durchfahren, denn die beiden Ströme kommen hier nahe zusammen, als wollten sie sich schon hier zu einem Mündungsfluß vereinigen; aber beide entfernen sich noch einmal voneinander, um erst mehrere hundert Kilometer weiter südlich zum Schatt el Arab zusammenzufließen.

Vor Bagdad also die sechste oder siebte Militärkontrolle, seitdem ich irakisches Gebiet betreten hatte. Dann leuchteten im Licht der untergehenden Sonne über einem Wald von Dattelpalmen die goldenen Kuppeln der berühmten Moschee des Bagdader Vororts Kadhamia. Ich war am Ziel: die große Stadt am Tigris nahm mich auf.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000035

Bagdad

Ein General und seine Revolution

In den frühen Morgenstunden des 14. Juli 1958 weckte der Lärm rollender Panzer die auf den Dächern schlafenden Bagdadis und die Tausende, die sich am Abend hungernd irgendwo am Straßenrand ausgestreckt hatten, die Sorge für den nächsten Tag der Weisheit und Güte Allahs überlassend.

Die Truppen des Brigadegenerals Kassem besetzten die strategisch wichtigsten Punkte der Stadt. Das Schloß des jungen Königs Feisal II. wurde gestürmt, seine Leibgarde überrumpelt, er selbst erschossen, da er den eindringenden Soldaten seines Generals mit der Pistole Widerstand leistete. In wenigen Stunden hatten Kassems Truppen die Staatsmacht an sich gerissen. Der verhaßte Ministerpräsident Nuri Said wurde noch gesucht, bald aber als Frau verkleidet bei einem Fluchtversuch erkannt und auf der Straße gelyncht. Seine Leiche wurde von der rasenden Menge durch den Staub der Raschidstraße geschleift.

Über Nacht endete so die Monarchie der aus dem Hedschas stammenden Haschemiten im Irak. Als der ehrgeizige Hussein ibn Ali, der Urgroßvater des erschossenen Königs und Urahn der beiden haschemitischen Dynastien in Jordanien und im Irak, zu Beginn des ersten Weltkrieges als Scherif von Mekka sich an die Spitze der arabisch-nationalen Bewegungen wider die Herrschaft der Türken stellte und ein Bündnis mit den Engländern schloß, ahnte er nicht, welche Enttäuschungen seiner Familie bevorstanden, in welchen unglückseligen Wirrwarr er sie mit diesem Unternehmen hineinzog.

Auf stetiges Drängen Husseins hatte der britische Hochkommissar von Ägypten, Sir Henry MacMahon, im Namen der Regierung Seiner Majestät versprochen, daß nach der Beseitigung der Türkenherrschaft aus den arabisch sprechenden Teilen des Osmanischen

Reiches ein unabhängiges arabisches Königreich entstehen solle. Als Gegenleistung der Araber wurde die Unterstützung des englischen Kampfes gegen die Türken vereinbart. Durch Geld und Waffenlieferungen gefördert, durch englische Agenten teilweise sogar geleitet, begann hierauf der Aufstand der Araber in der Wüste.

Noch während der Verhandlungen Sir Henry MacMahons mit dem Scherifen Hussein von Mekka hatten aber Engländer und Franzosen im geheimen Sykes-Picot-Abkommen vom 16. Mai 1916 vereinbart, daß die türkische Provinz Mesopotamien (der heutige Irak) und Palästina englisches Einflußgebiet werden, während Syrien und der Libanon den Franzosen zufallen solle. Außerdem hatte der britische Außenminister Lord Balfour in seiner berühmten Erklärung vom 2. November 1917 dem Weltjudentum versprochen: »Die Regierung Seiner Majestät betrachtet die Errichtung einer nationalen Heimstätte für das jüdische Volk in Palästina mit Wohlwollen und wird bestrebt sein, die Durchführung dieses Vorhabens nach Kräften zu unterstützen.« Diese Erklärung mußte die nationale Opposition der Araber wecken.

Als die geheimen Beschlüsse von Sykes-Picot auf den Friedenskonferenzen in Versailles und San Remo bekannt wurden, sahen sich die Araber von den Westmächten getäuscht und um das Ziel ihres Kampfes – die arabische Unabhängigkeit – betrogen. England und Frankreich wurden Mandatsherren über die arabischen Länder. Ebenso enttäuschend waren die Ereignisse der nächsten Jahre. Der im März 1920 von der syrischen Nationalversammlung in Damaskus als König eines unabhängigen Syrien proklamierte Feisal, Sohn des inzwischen zum ›König des Hedschas‹ arrivierten Hussein, wurde schon im Juli 1920 von den Truppen des französischen Oberkommissars in Beirut besiegt und des Landes verwiesen, als er einer ultimativen Aufforderung, die französische Mandatsherrschaft anzuerkennen, nicht nachkam. Vergeblich wandte sich der von den Franzosen vertriebene König um Unterstützung an die Engländer in Palästina.

Um Feisal einen Ersatz anzubieten und gleichzeitig die heftige Opposition der irakischen Nationalisten gegen die britische Mandatsherrschaft zu besänftigen, schlugen die Engländer nun seine Wahl als König des Irak vor. Während 1921 Abdallah, der zweite

Sohn Husseins, als von den Engländern abhängiger Emir von Transjordanien eingesetzt wurde, bestieg der dritte Sohn Husseins als Feisal I. den Königsthron in Bagdad. Er mußte sich damit abfinden, daß sein Königreich erst 1932 als souveräner Staat in den Völkerbund eintreten konnte, obwohl die politisch-militärische und wirtschaftliche Bindung an England auch noch weiterhin stark war.

Während England die beiden Söhne Husseins auf diese Weise für sein nicht eingehaltenes Versprechen zu entschädigen suchte, ließ es den Vater der beiden völlig im Stich. Der mächtige Rivale Husseins in Innerarabien war Abdul Asiz ibn Saud, der spätere König von Saudiarabien und Vater des heutigen Königs Sa'ud. Als Hussein von Mekka sich im Jahre 1924 zum Kalifen, das heißt zum geistigen Oberhaupt des Islam, ausrufen ließ, nahm Ibn Saud dies zum Anlaß, mit seinem selbstherrlichen Gegner in Mekka abzurechnen. Seine Wüstentruppen besetzten in einem kurzen Feldzug den Hedschas, das Heer Husseins wurde geschlagen; vergeblich rief Hussein seine früheren Verbündeten zu Hilfe. Downing Street antwortete, daß man sich »in religiöse Konflikte« grundsätzlich nicht einmische. Enttäuscht und verbittert floh Hussein zu seinem Sohn Abdallah, dem Emir von Englands Gnaden in Transjordanien. Als er bei Aquaba am Roten Meer versuchte, aus Beduinenstämmen eine Truppe zur Rückeroberung seines Reiches aufzustellen, wurde der Exkönig auf ein britisches Kriegsschiff gebeten und nach Zypern ins Exil geführt. Von seinen ehemaligen Verbündeten bewacht, starb Hussein 1931 als Neunundsiebzigjähriger in einer Villa bei Nicosia. Seine Nachfahren in Amman und Bagdad standen vor schweren politischen Aufgaben. Auf der einen Seite mußten sie in ihrem eigenen Interesse mit der Mandatsmacht England und mit den alteingesessenen Feudalherren eine Politik des Möglichen versuchen, auf der anderen Seite sahen sie sich einer wachsenden nationalen und sozialen Opposition im eigenen Land gegenüber, der die allmählichen Fortschritte zur politischen Unabhängigkeit und zu sozialen Reformen zu langsam vorangingen. Die Aufgabe der britischen Mandatsherrschaft über Palästina in der Nacht zum 14. Mai 1948, die Proklamation des unabhängigen Staates Israel am gleichen Tage und der darauffolgende arabisch-israelische Krieg brachten, auch wenn sich die

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000038

Regierungen der arabischen Staaten nicht einigen konnten, der allgemeinen arabischen Bewegung einen neuen Aufschwung, allerdings nicht zum Glück der herrschenden Könige.

Im Juli 1951 wurde der inzwischen zum König von Jordanien proklamierte Abdallah beim Gebet in der Al-Aksa-Moschee von Jerusalem durch die Kugel eines fanatischen Nationalisten tödlich getroffen. Von Hussein, seinem 1935 geborenen Enkel, der 1953 den jordanischen Thron bestieg, nachdem sein Vater Talal wegen eines Nervenleidens hatte abdanken müssen, berichten die Zeitungen, daß er selbst beim Essen den geladenen Revolver neben sich liegen habe, um sich jederzeit gegen Attentäter zur Wehr setzen zu können.

Der in Bagdad residierende Zweig der Haschemiten war noch mehr vom Unglück verfolgt. Feisal, in osmanischer Zeit Abgeordneter von Dschiddah im Parlament zu Konstantinopel, dann Waffengefährte der Engländer gegen die Türken, 1920 für wenige Monate König eines unabhängigen Syrien und seit 1921 König des Irak in Bagdad, war 1933 auf einer Reise in Bern unerwartet gestorben. Ghasi, sein Sohn und Nachfolger auf dem Thron, war 1939 achtundzwanzigjährig tödlich im Auto verunglückt. Da der junge Prinz Feisal erst vier Jahre alt war, wurde sein Onkel Abdul Illah, der Vetter des verunglückten Königs, bis zur Volljährigkeit des Prinzen zur Regentschaft gerufen. Aber schon 1941 mußte der Regent mit seinem Ministerpräsidenten Nuri Said – derselbe, der in der Revolution 1958 umkam – vor dem von Hitler unterstützten antibritischen Aufstand des Nationalisten Ali el Gailani ins Ausland fliehen. Nur die Landung englischer Truppen konnte das völlige Gelingen des Staatsstreichs verhindern und die Rückkehr des Regenten ermöglichen. Am 2. Mai 1953 bestieg der achtzehnjährige, in England erzogene Urenkel des Scherifen Hussein von Mekka den Thron in Bagdad. Am 14. Juli 1958 brach er unter den Schüssen der Soldaten General Kassems zusammen.

Die nach Kairo schauenden Nationalisten und die moskauhörigen Kommunisten hatten schon lange im Untergrund gegen die Monarchie und die mit ihr zusammenhängende Feudalherrschaft der Scheichs und Großgrundbesitzer gearbeitet. Unmittelbar nach dem nicht wieder gutzumachenden Fehler westlicher Politik im arabischen Raum, nach dem Angriff der Engländer und Franzosen auf

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000039

den Suezkanal (1956), hatten im Irak, wie in fast allen arabischen Ländern, die miteinander verfeindeten Nationalisten und Kommunisten einen Burgfrieden geschlossen, um gemeinsam das von den »westlichen Imperialisten« gestützte Feudalsystem zu bekämpfen. Wie in vielen Ländern, die in wenigen Jahrzehnten die Wandlung von einer mittelalterlichen Gesellschaftsordnung zu einer modernen, technisierten Massengesellschaft zu vollziehen haben, hatten auch hier vor allem die Offiziere und die junge, in Schulen und Colleges erzogene Stadtbevölkerung zu einer gewaltsamen Änderung der bestehenden Verhältnisse gedrängt.

Kassem, der es in den nächsten Monaten verstand, seine Mitverschwörer und Rivalen – darunter auch Oberst Aref, nach der Erschießung Kassems der neue Staatspräsident des Irak – in den Hintergrund zu drängen oder ganz auszuschalten, war jetzt der umjubelte Held, der das Land von den Fesseln des korrupten Feudalismus und Kolonialismus befreien würde. Mit Kassems Hilfe hofften die Agitatoren aller Richtungen, im allgemeinen Umsturz schnell ihre politischen Ziele verwirklichen zu können. Demagogische Funktionäre, die um Einfluß im neuen Staat kämpften, rechneten den Fellachen und einfachen Lohnarbeitern vor, daß sie ein höheres Einkommen als je zuvor erhielten, wenn die Regierung die Einnahmen aus dem Ölexport an die Bevölkerung verteile. Der Ring primitiver Lehmhütten um Bagdad nahm täglich zu, denn viele Fellachen liefen mit ihren Familien und ein paar Schafen ihren bisherigen Herren davon und kamen in dem Glauben zur Hauptstadt gezogen, daß hier das goldene Zeitalter anbreche.

Die Zusammenarbeit von Nationalisten und Kommunisten brach bald auseinander, nachdem ihr gemeinsames Ziel, der Sturz der Monarchie, verwirklicht war und die weiteren Pläne der beiden Gruppen sich als unvereinbar zeigten. Kassems militärische Macht und seine unverbindliche Schaukelpolitik zwischen den beiden Lagern verhinderten den Ausbruch des latent schwelenden Bürgerkrieges im Land. Da er sich innen- und außenpolitisch auf keiner Seite endgültig festlegen wollte, wandten sich Nationalisten und Kommunisten schließlich enttäuscht von ihm ab, so daß er sich nur noch auf seine Armee stützen konnte. Eine zu enge Bindung an eine der politischen Gruppen hätte jedoch den Irak entweder unter den Einfluß Kairos oder unter den Moskaus gebracht.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000040

Lange Zeit sah es zwar so aus, als würden die besser organisierten Kommunisten die Oberhand gewinnen, aber die 1959 von ihnen ausgeübten Massaker in Mosul und Kirkuk, wo sie Tausende umgebracht haben sollen, die angebliche Entdeckung ähnlicher Pläne für Bagdad kosteten ihnen viele Sympathien. Vor allem die christlichen Minderheiten im Norden des Landes, die sich neben den Studenten besonders anfällig für den Kommunismus zeigten, weil sie von einem nach Kairo ausgerichteten arabisch-islamischen Nationalismus nichts zu erwarten hatten, waren nun zum großen Teil desillusioniert. In ihnen hatte weniger eine marxistische Doktrin als das opportunistische Motiv gewirkt, daß sie von einem kommunistisch beherrschten Irak mehr Macht und Einfluß für sich erhofften.

Kurz vor meiner Abreise im Frühjahr 1959 konnte man in einigen führenden deutschen Zeitungen lesen, daß der Irak in wenigen Wochen eine Volksdemokratie des Ostblocks sei. Freunde, von denen ich mich verabschiedete, glaubten, mich bald wieder in Deutschland begrüßen zu können. Nur ein Bekannter, Arabist und durch langjährigen Aufenthalt im Vorderen Orient erfahren, sagte mir, daß der Irak wie alle anderen Länder des Islam von innen her niemals dem Kommunismus erliegen werde; der Islam sei auch heute noch ein starker Damm gegen ihn. Auf der einen Seite sei es der atheistische Materialismus, auf der anderen Seite aber auch die rationale Disziplin und der Aktivismus der Kommunisten, die dem Moslem fremd seien. Die Erfahrung meines Aufenthaltes im Vorderen Orient und die während der Drucklegung des Buches bekanntgewordene Liquidation des Kassem-Regimes durch antikommunistische Offiziere gaben seiner Prognose recht.

Aber arabisch-mohammedanischer Antikommunismus bedeutet noch lange nicht ein Bejahen der politischen und ideologischen Leitbilder des Westens, wie mancher Politiker allzu schnell wahrhaben möchte. Die geringere Einschätzung des Individuums und die Legitimierung der Macht durch ihren faktischen Besitz sind weit von unseren individualistischen und demokratischen Ideen entfernt. Vielmehr wirkt in ihnen noch der religiöse, fatalistische Glaube, daß derjenige, der die Macht besitzt und diktatorisch ausübt, nur den Willen Allahs vollzieht und dadurch legitimiert ist.

Gern hätte ich den General einmal gesehen, der sein Land und

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000041

seine eigene Macht mit bewundernswertem Fleiß, aber wenig politischem und wirtschaftlichem Geschick durch die Gefahren, die von Moskau und Kairo her drohten, zu steuern suchte. Tausendfach und in allen Farben und Größen zeigten die Wände in den Straßen, Cafés und Geschäften sein Heldenporträt. In einem Büroraum zählte ich einmal vierzehn Kassembilder.

Wenige Wochen nach meiner Ankunft schlenderte ich zum Einkauf durch die Raschidstraße, als plötzlich eine Nachricht von Mund zu Mund durch den chaotisch kreuz und quer fließenden Verkehr der Wagen, Fußgänger, Händler und Eseltreiber lief: »Der Saim (Führer) kommt!« Ich war immer wieder überrascht, mit welcher Geschwindigkeit sich in Bagdad Gerüchte und Nachrichten ohne technische Hilfsmittel ausbreiten.

Die Kunde, daß der Führer komme, durchlief die Hauptgeschäftsstraße schneller, als der Wagen Kassems fahren konnte. Müßige auf den Dächern riefen es sich zu. Es sprang hinab in das Gewühl der Straße, in die Geschäfte und in die Büros hinein. In kürzester Zeit echote es von überall her: »Der Saim kommt!«

Die Händler zogen die Läden vor ihre offenen Verkaufsstände. Aus den anhaltenden Bussen strömten Fahrgäste und Schaffner. Die Beamten und Angestellten verließen ihre Büros. In wenigen Minuten stand eine erregte Menge Kopf an Kopf auf der Straße, auf den Balkonen und auf den Dächern.

Brausender Jubel und lautes Klatschen kamen näher. Die sich steigernde Erregung war unheimlich. Nur mühsam drang der offene Wagen Kassems durch die Menschenflut. Strahlend sah das Gesicht des Volkstribunen der stürmischen Verehrung entgegen. Junge Männer versuchten einige Schritte mitzulaufen, im Vorbeifahren die winkende Hand des vergötterten Führers zu ergreifen und zu küssen.

Im Spätsommer 1959 begann der Umschwung in der Volksstimmung. Der Revolutionsrausch war vorüber und mit zunehmender Kritik stellte man fest, daß auch Kassems Regierung nicht stark genug war, Korruption und Vetternwirtschaft völlig auszurotten. Die dringend notwendigen sozialen Reformen wurden nur langsam vorangetrieben. Man glaubte Kassem mitverantwortlich an den inzwischen geschehenen Greueltaten in Kirkuk, weil er die Kommunisten begünstigt habe. Man begann, die öffentlichen Ver-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000042

handlungen des Volksgerichtshofes unter dem Vorsitz des kommunistischen und juristisch ungebildeten Obersten Madaui zu kritisieren; seine Verurteilungen seien gesetzlos und eine Schande für den Irak.

Dann kam die Hinrichtung des klugen, im Volk und in der Armee verehrten Generals Tabakchali, der einer nationalistischen Verschwörung gegen Kassem für schuldig befunden und zum Tode verurteilt worden war. Die Stimmung in der Stadt wurde unheildrohend.

An einem Novemberabend stürzte der Türhüter Abdullah aufgeregt zu mir herein. Ich verstand nur »Saim«, »Schara Raschid« und die Andeutung des Schießens. Der Zusammenhang war mir sofort klar: ein Attentat auf Kassem in der Raschidstraße!

Die vor kurzem noch belebten Straßen unseres Viertels waren wie leergefegt. Ich hatte arabische Gäste erwartet, aber niemand kam. Bei Vorfällen ähnlicher Art eilt jeder Bagdader sofort nach Hause, um bei eventuellen Unruhen bei seiner Familie zu sein.

Was würde in den nächsten Stunden geschehen? Eine neue Revolution? Wie stand es um Kassem? Wer waren die Attentäter?

Im Rundfunk meldete sich bald die Stimme General Abdis, des Militärgouverneurs von Bagdad. Kassems Wagen war in der engen, dämmrigen Raschidstraße aus einem Haus mit mehreren Maschinengewehrsalven beschossen worden. Der Fahrer sei getötet, Kassem selbst schwer verwundet in ein Krankenhaus gebracht worden. Auf unbestimmte Zeit werde eine nächtliche Ausgangssperre über das Land verhängt. Die Armee stehe treu zu Kassem und habe die Macht in der Hand.

Nach dem mißlungenen Attentat lag Kassem wochenlang im Krankenhaus, während der von über neunzig Einschüssen durchlöcherte Wagen dem Volk zur Schau gestellt wurde. Kassem pries in mehreren Rundfunkansprachen vom Krankenbett aus seine Rettung als ein Wunder Allahs, und tatsächlich gewann er bei einem Teil der Gläubigen neue Sympathien. War das Kismet nicht offensichtlich für ihn? Die Rolle des vergötterten Volkstribunen aber war auf jeden Fall ausgespielt. So sehr auch »westlich-imperialistische Kreise« oder Kairo wegen des Attentats beschuldigt wurden, Kassem wußte jetzt sehr wohl, daß er sich zumindest vor einem Teil des Volkes schützen mußte. Eine Leibgarde mit

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000043

angelegten Schnellfeuerwaffen fuhr nun vor und hinter seinem kugelsicheren Wagen her, der ihm nach dem Attentatsversuch vom Kreml geschenkt worden war. Man erzählte sich, daß er seitdem ständig ein in der Bundesrepublik gefertigtes kugelsicheres Kettenhemd getragen habe. Sah man ihn in den folgenden Monaten bei öffentlichen Reden, fiel auf, daß er ununterbrochen ein Taschentuch in seiner linken Hand knetete, während seine Stimme noch hektischer als zuvor zum Kampf gegen die ›Feinde des Volkes‹ aufrief.

Zum letztenmal sah ich ihn bei einem abendlichen Empfang, den ein ausländischer Botschafter im Garten seiner Botschaft gab. Das Diplomatische Korps, die höchsten Beamten der Ministerien, alles, was Rang und Namen in Bagdad hatte, standen in kleinen Gruppen dicht gedrängt auf dem Karree des Rasens. Ein kleines Orchester spielte Unterhaltungsmusik; in den Palmen und Eukalyptusbäumen, die den Rasen umgaben, glühten Girlanden knallig bunter Lampen; dazwischen waren von Stamm zu Stamm die Nationalflaggen gespannt. Es war eine faszinierende Kombination von kitschigen Lichteffekten, leichter Musik, weißen Smokings, elegant gekleideten Damen und zur Schau gestelltem Männerernst.

Das einzige, was zunächst auf Kassems Kommen hinwies, war ein kleines Sofa an der Stirnseite der Rasenfläche, bei dem ein irakischer Soldat mit einer Maschinenpistole darauf achtete, daß niemand von den Gästen dem Sofa zu nahe kam oder sich gar daraufsetzte. Fürchtete Kassem, daß einer der Diplomaten oder der Beamten des eigenen Regimes eine Mine zwischen die Polster schieben könnte? Plötzlich gab es Bewegung hinter den Büschen und Flaggen. Der metallne Glanz von Maschinenpistolen leuchtete auf. Kassems Leibgarde postierte sich, umstellte kurzerhand die etwa dreihundert von einem fremden Botschafter geladenen Gäste für den Fall, daß ...

Die Unterhaltungsmusik brach ab, und während sich das Orchester recht und schlecht mit den beiden Nationalhymnen abmühte, schritt Kassem, von dem gastgebenden Botschafter begleitet, strahlend und winkend durch die sich bildende Gasse der Geladenen. Es wirkte grotesk: Kassem, die Rolle des bejubelten Helden spielend, inmitten der kühl und distanziert schweigenden

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000044

Diplomaten, die sich sofort wieder ihren Gesprächspartnern zukehrten, als der General und sein Gastgeber auf dem so gut bewachten Sofa Platz genommen hatten. Ein nervöses Lachen zuckte von Zeit zu Zeit über sein Gesicht; auch hier knetete er fortwährend etwas in seiner linken Hand. Es schien mir, daß die Gespräche freier wurden, als der General und seine Leibgarde den Garten wieder verlassen hatten.

Das arabische Volk, durch Jahrhunderte an die Despotie einiger Mächtiger gewohnt, sucht den starken Herrscher, aber zugleich hat es ein feines Gespür für das Zunehmen und Schwinden der Macht. Aus allerkleinsten Zeichen weiß es instinktiv den inneren Zustand einer Regierung zu lesen, mehr als der kluge Scharfsinn geschulter Beobachter jemals vermag.

Wenn ein arabischer Staatsführer sich die Akklamation des Volkes als Bestätigung der Legitimität seiner Herrschaft erhalten will, muß er vor allem immer wieder beweisen, daß er tatsächlich die Macht in seiner Hand hält. Politische Überzeugungen und juristische Bedenken gegenüber zweifelhaften Machtansprüchen sind dagegen sekundär. Ganz abgesehen davon, daß Kassems Staatskasse Geld brauchte, waren sein Kampf mit den ausländischen Ölgesellschaften um höhere Abgaben und sein Annektionsanspruch auf Kuweit Versuche, durch Machtbeweise das Volk für sich einzunehmen. Jeder gelungene Schritt der Machterhaltung und -steigerung hätte ihm neue Sympathien gebracht, ganz gleich, wie die Legitimität des Versuches beurteilt worden wäre.

Unverschleierter als sonstwo gilt hier noch der archaische Satz: Recht ist, was stark macht.

Das Manuskript des vorliegenden Buches war schon abgeschlossen, als die Beseitigung des Kassem-Regimes durch Anhänger der panarabischen Baathpartei und einige nationalistische Offiziere der irakischen Armee im Februar 1963 bekannt wurde. Durch die standrechtliche Erschießung des Militärdiktators sind Befürchtungen, der kommunistenfreundliche Kassem werde bei Bekanntwerden des Buches Pressionen gegen die Bundesrepublik vornehmen, gegenstandslos geworden.

An erster Stelle wurde unter den neuen Machthabern Oberst Aref genannt, der wenige Tage nach dem Putsch vom 8. Februar 1963 vom Revolutionsrat zum neuen Staatspräsidenten gewählt

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000045

wurde. Beim Sturz der Monarchie im Juli 1958 war Aref Mitverschwörer und einer der engsten politischen Freunde General Kassems gewesen. Er wurde stellvertretender Premier und Innenminister. Aber schon im Oktober des gleichen Jahres hatte er als Politiker, der sich für eine enge Zusammenarbeit mit Kairo einsetzte, scharfe Auseinandersetzungen mit General Kassem, der immer mehr zu erkennen gab, daß er mit Hilfe der Kommunisten seine eigene Machtstellung ausbauen wollte. Aref wurde des Ministeramtes enthoben und sollte als irakischer Botschafter in Bonn um seinen politischen Einfluß in Bagdad gebracht werden. Als der Botschafter Aref schon nach wenigen Wochen ohne Weisung Kassems wieder nach Bagdad zurückflog, um den alten Freund doch noch umzustimmen, wurde er auf dem Flughafen verhaftet. Ein Gericht verurteilte ihn wegen eines angeblichen Attentatsversuches auf Kassem zum Tode. Der Diktator, wahrscheinlich die Reaktion der arabischen Öffentlichkeit auf die Hinrichtung des beliebten Aref fürchtend, wandelte das Todesurteil in eine Freiheitsstrafe von zwanzig Jahren um, entließ ihn im Herbst 1961 sogar aus der Haft und nahm ihn als pensionierten Offizier wieder in die Armee auf.

Die neue Regierung, in der Baathisten und Nasseristen zusammenarbeiteten, hatte zunächst ein großes innenpolitisches Ziel: die Vernichtung der gutorganisierten kommunistischen Macht im Irak und die Säuberung aller öffentlichen Institutionen von ihren Anhängern. Kaum hatten sich nach dem Sturz Kassems die politischen Gefängnisse geleert, da füllten sie sich schon wieder mit den Häftlingen des neuen Regimes, Kommunisten und solchen, die der Kooperation mit ihnen verdächtigt wurden. Auch in der Regierung selbst gab es bald neue Schwierigkeiten. Zwar waren beide Regierungsparteien für eine enge Zusammenarbeit mit Kairo, aber die unterschiedlichen Meinungen über das Ausmaß dieser Zusammenarbeit waren nicht zu überbrücken. Ähnlich war die Situation in Damaskus, wo kurz nach dem Umsturz im Irak Baathisten und Anhänger Nassers gemeinsam die Regierung gestürzt hatten und trotz des Scheiterns der ersten Vereinigten Arabischen Republik eine neue Zusammenarbeit mit Kairo anstrebten.

Die Nationalisten Nasserscher Prägung in Bagdad und Damaskus

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000046

wollen ein einheitliches arabisches Hoheitsgebiet schaffen, in dem kein Platz mehr für eine irakische oder syrische Eigenstaatlichkeit ist. Kairo soll alleinige Hauptstadt einer Zentralregierung unter Nasser werden. Die Baathisten denken weniger an eine zentralistische als an eine föderative Lösung. Sie fürchten das Übergewicht des volkreichen, aber verhältnismäßig armen Ägypten und möchten verhindern, daß der Irak und Syrien zu abhängigen Provinzen Kairos herabsinken. In Damaskus und Bagdad hat man wenig Interesse daran, daß die Staatseinnahmen, die besonders im Irak wegen der Erdölproduktion sehr hoch sind, zur Förderung ägyptischer Industrieprojekte an den Nil fließen.

Die von den drei Regierungen beschlossene zweite Arabische Republik bildet demnach einen Kompromiß zwischen den verschiedenen Einigungstendenzen. Die einzelnen Gliedstaaten der Föderation, der laut verfassunggebender Charta jede unabhängige arabische Republik beitreten kann, behalten ihre Eigenstaatlichkeit. Die Zentralregierung und das Zentralparlament in Kairo sind lediglich für die Außen- und Verteidigungspolitik zuständig und bestimmen nur die allgemeinen Richtlinien der Wirtschaftspolitik.

Ob diese Form der Zusammenarbeit Bestand haben wird und schrittweise das Ende des rivalisierenden Kampfes zwischen den arabischen Hauptstädten bringen wird, hängt zum großen Teil auch davon ab, wie weit Nasser und seine Anhänger ihre zentralistischen Neigungen mäßigen können. Die Baathisten in Bagdad und Damaskus wehren sich, durch Schaffung einer Einheitspartei nach ägyptischem Muster Kairo einen noch größeren innenpolitischen Einfluß zu gewähren. Trotz des mehr oder minder starken Partikularismus in den einzelnen Ländern ist die Tendenz zu einer panarabischen Politik nicht mehr aus der Welt zu schaffen. Auch der junge Monarch Hussein hat dies für sein kleines Königreich Jordanien erkannt, als er gleich nach der Gründung der zweiten Vereinigten Arabischen Republik erklärte, er sei bereit, mit allen arabischen Ländern zusammenzuarbeiten. Da die Charta der neugegründeten Föderation aber nur Republiken als Gliedstaaten zuläßt, bleiben Jordanien, Saudiarabien, Kuweit, Lybien und Marokko zunächst ausgeschlossen.

Auch der Irak selbst steht noch vor großen Schwierigkeiten, die

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000047

Vertragsbedingungen für die Teilnahme an der Föderation zu erfüllen. Es heißt nämlich ausdrücklich, daß jeder der drei Staaten in seinem Hoheitsgebiet zunächst für Ordnung, Ruhe und Sicherheit zu sorgen hat. Die Befriedung der aufständischen Kurden ist für die Bagdader Regierung die schwierigste innenpolitische Aufgabe. Die Kurden, die seit langem eine größere Unabhängigkeit von Bagdad fordern, schlossen zwar bei der Liquidierung des Kassem-Regimes einen Waffenstillstand mit den neuen Machthabern, erklärten aber, daß sie sofort weiterkämpfen würden, wenn die neue Regierung nicht auf ihre Forderungen eingehe. In Bagdad wurde mehrmals erfolglos verhandelt, bis die irakische Regierung die Aufständischen schließlich ultimativ aufforderte, die Waffen niederzulegen. Da die Kurden das Ultimatum ignorierten, begann der Kampf von neuem. Bagdad setzte auf den Kopf des Führers Barasani einen Preis von über einer Million Mark. Die Höhe des Kopfgeldes zeigt, wie wichtig der irakischen Regierung das Kurdenproblem ist. Sie läuft Gefahr, bei den Partnern in Kairo und Damaskus an Ansehen zu verlieren, wenn es ihr nicht gelingt, im eigenen Land die seit Jahren akute Auseinandersetzung mit dem kurdischen Unabhängigkeitsstreben zu beenden.

Wahrscheinlich wird es noch viele Jahre dauern, bis im Vorderen Orient die verschiedenen politischen Kräfte des Partikularismus und des Zentralismus ein Gleichgewicht gefunden haben. Erst dann ist zu erwarten, daß sich auch das Verhältnis der Araber zu Israel wandelt, denn solange die einzelnen arabischen Zentren miteinander rivalisieren, wird jeder politische Führer der Araber versuchen, seinen größeren Patriotismus dadurch zu beweisen, daß er leidenschaftlicher Ressentiments und Haß gegen Israel weckt als sein Rivale in der nächsten Hauptstadt. Ein befriedeter, umfassender arabischer Staat könnte eines Tages auch selbstsicher und unvoreingenommener an die Frage des arabisch-israelischen Verhältnisses herangehen. Inch'allah – wenn Allah es will, so hoffen es alle einsichtigen Araber, ohne es laut sagen zu dürfen.

BAGDAD: 5 *Begeisterung für Kasse*

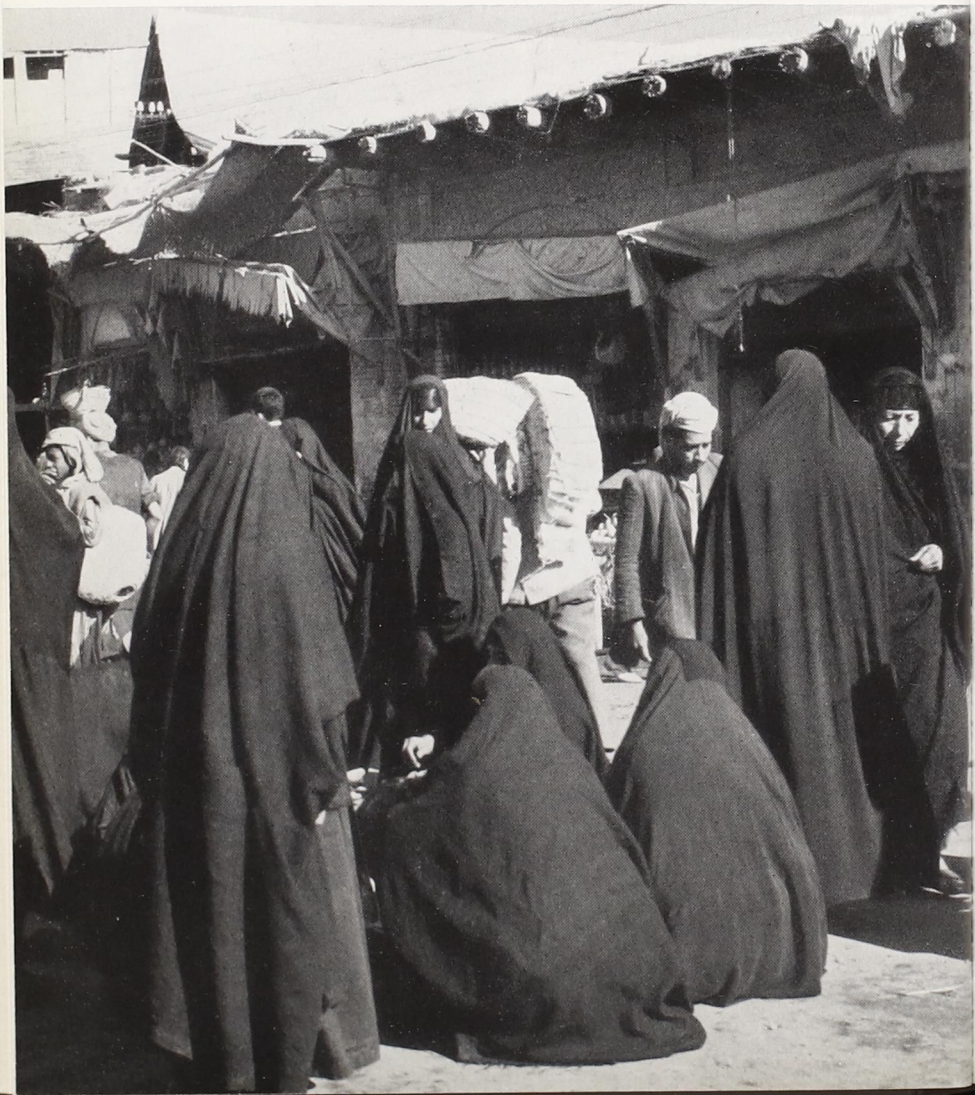
Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000048

für Kassen

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000049

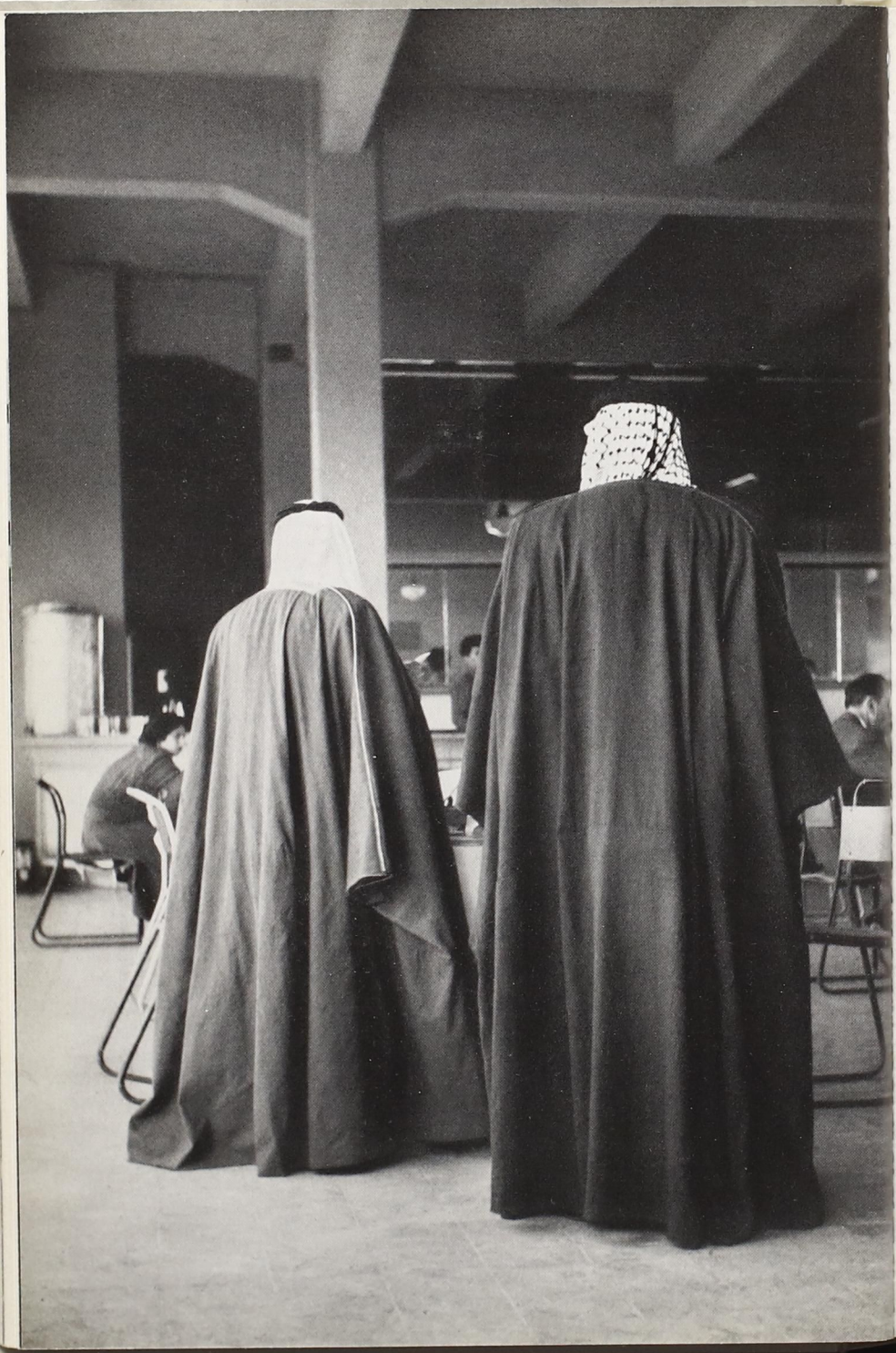
7 *Mittagessen im bürgerlichen Restaurant*

6 *Frauen im Basar*



Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000050

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000051



Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000052

Einkauf im Basar

Ein Labyrinth enger Gäßchen, über denen die vergitterten Erker alter Häuser aus osmanischer Zeit nur einen schmalen Streifen des Himmels freilassen, das ist das Zentrum von Bagdad. Nur wenige durchgehende Straßen hat man später in diesen Häuserdschungel wie Schneisen hineingeschlagen, an deren Rändern die ersten modernen Hochbauten über das Niveau der Flachdächer und Moscheekuppeln hinauswachsen: Banken und Geschäftshäuser internationaler Firmen.

Die älteste und wichtigste dieser Verkehrsschneisen ist die Raschidstraße. Ihre Entstehungsgeschichte hat man mir so erzählt: Als im ersten Weltkrieg türkische und deutsche Truppen auf dem Rückzug vor den vom Persischen Golf her vordringenden Engländern durch Bagdad geführt werden sollten, erschien es den kommandierenden Offizieren zu gefährlich, ihre Armee, in kleine Gruppen aufgelöst, durch das Gassengewinkel der Stadt ziehen zu lassen, wo sie leicht von den damals englandfreundlichen Arabern aus dem Hinterhalt niedergeschossen werden konnten. Kurz entschlossen schuf man durch Einreißen der Häuser eine breite Bahn für den Durchzug des Militärs.

Die so entstandene Verkehrsachse wurde später nach dem Kalifen Harun el Raschid benannt und ist bis heute die große Schlagader Bagdads. Hier werden Volkshelden auf die Schultern der begeisterten Menge gehoben; hier wird demonstriert und aus dem Hinterhalt geschossen; hier ist die große Börse der Waren und der Markt der Nachrichten.

Hochgetürmte Lastwagen, voluminöse Limousinen, wie kein Prestigebedürfnis sie sich größer wünschen kann, Träger mit zyklopischen Lasten auf dem Rücken, Reiter, Eseltreiber, Radfahrer und nicht zuletzt überall Händler und Kinder. Dies alles ohne Ordnung sich gegen- und durcheinander bewegend, hupend, klingelnd, schreiend, fluchend, lachend.

Ein streikender Esel, ein paar Fahrzeuge, die sich quer zum ohnehin schon zähen Strom hindurchzwängen wollen, irgendein umgekippter Karren sorgen dafür, daß der Verkehr so stockend und langsam fließt, daß Kollisionen meist ungefährlich auslaufen. Die Emp-

8 *Beduinen im Flughafenrestaurant*

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000053

findlichkeit, mit der deutsche Automobilisten auf die Unversehrtheit ihrer Wagenkarosserie bedacht sind, ist den Arabern sowieso fremd. Lackschäden und Beulen im Blech stören nicht, wenn das Ding nur läuft.

Vor der dunklen Öffnung einer überdachten Gasse lagern kräftige Gestalten; sie haben Polster auf den Rücken gebunden, aus alten Teppichen zusammengenäht. Es ist die Gilde der Lastträger, die hier am Eingang zum Basar auf Aufträge warten.

Der Suk (das arabische Wort für das persische ›Basar‹) ist das Kernstück der alten Innenstadt. Wie in unsern mittelalterlichen Städten sind die einzelnen Handwerker- und Handelszweige in besonderen Gassen zusammengefaßt. Da ist der Suk der Kupferschmiede, der Färber, der Schuhmacher, der Geldwechsler und so weiter. Die Einteilung richtet sich auch nach dem Verkaufsobjekt. Im Haushaltsuk kann man von den vielfältigen Gewürzen bis zum Mokkatäßchen alles kaufen, was der arabische Haushalt täglich braucht.

Natürlich gibt es auch seit Jahren eine Reihe moderner Kaufhäuser mit gekühlten Ausstellungsräumen, festen Preisen und englisch sprechendem Personal. Das ist Großstadtniveau oder besser gesagt: Großstadtnivellierung. Auch der Verkäufer dieser Warenhäuser hat sich dem Weltstandard angeglichen. Mit seiner Frisur und seinem tadellosen Anzug könnte er in Europa oder Amerika Kühlschränke und Fernsehtruhen verkaufen.

Die nivellierende Wirkung des technisierten Welthandels und Weltverkehrs auf den Menschen nehmen wir in den Städten Europas kaum noch wahr, weil die Einebnung der Unterschiede schon zu allgemein geworden ist. Aber in Städten wie Bagdad sind die Veränderungen noch augenfällig.

Auf der einen Seite: mittelalterliche Basare, wo der Händler von morgens bis abends in seinem offenen Verkaufsgewölbe sitzt, auf Kunden wartet, mit Geschäftsfreunden die Marktlage und die Neuigkeiten der Stadt bespricht, mit Kauflustigen ein Gläschen Tee trinkt, um dann lange über den Preis der Ware zu verhandeln.

Auf der anderen Seite: mehrstöckige Warenhäuser mit Angestellten, mit festgelegten Preisen und Verkaufszeiten. Ich bin kein Romantiker, der gegen die Rationalisierung moderner Wirtschafts-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000054

methoden Sturm läuft, aber mit der Rationalisierung scheint die Lust des Kaufens und Verkaufens zu schwinden. Eine durch und durch rationalisierte Welt wird wahrscheinlich eine sehr lustlose Welt sein.

Wer keine Zeit hat, sollte nicht im Suk einkaufen. Für ihn ist das Ganze nur ein Ärgernis von Anfang an. Für den Müßigen ist es dagegen das schönste Freizeitvergnügen, das man sich denken kann. Leute ohne Zeit gehen am besten in ein modernes Warenhaus, wo sie ihre Standardware in der Standardverpackung sofort geliefert bekommen ohne langes Reden, ohne Besichtigung, ohne Feilschen, ohne Risiko.

Etwas anderes ist es dagegen, wenn der arabische Koch – jedes bessere Haus hat seinen Koch – in den Suk geht, um Gewürze einzukaufen. Nicht in kleinen Tüten und Gläschen verkauft der Händler hier seine Ware, er thront inmitten offener Säcke und Kisten voller Muskat, Zimtstangen, Ingwer, Pfefferkörnern, Curry und Rosenblättern: ein hundertfältiges Angebot. Allein über ein Dutzend Currysorten werden zur Wahl gestellt. Da müssen die Qualität geprüft und die Preise mit denen der Konkurrenten verglichen, da muß schließlich gehandelt werden.

Wenn ich es bei einer Besorgung in der Innenstadt einrichten konnte, machte ich einen kleinen Umweg durch den Gewürzsuk, nicht um einzukaufen, sondern um zu riechen. Wer Orgien des Geruchssinnes begehen will, muß die Gewürzstände eines orientalischen Basars besuchen. Aber nicht überall wurden der Nase solche Feste bereitet.

Betäubend ist der Lärm im Kupfersuk. Von weitem schon schallt das Gehämmer in verschiedenen Rhythmen herüber: der schwere Schlag dumpf und gemächlich, helleres Gedengel in kürzeren Intervallen. An demselben Platz wird produziert und verkauft: Kannen, Platten und Schüsseln aller Art werden hier für den arabischen Haushalt alter Sitte aus dem Kupferblech getrieben und dann verzinnt.

Auf dem Boden hockend hält der Kupferschmied mit der linken Hand und den nackten Füßen das Blech, während die rechte den Hammer schwingt. Dicht nebeneinander sitzen sie auf beiden Seiten des lärmerfüllten Gäßchens. Ganz junge Burschen, kaum älter als zehn oder zwölf Jahre, sah ich unter ihnen. Obwohl seit einiger

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000055

Zeit allgemeine Schulpflicht besteht, gehen doch noch viele Kinder gar nicht oder erst abends zur Schule, weil sie bei der Ernährung der großen Familie mithelfen müssen.

Im Kupfersuk lag auch der Verkaufsstand Jussefs, meines Antiquitätenhändlers. Ein verschmiertes nachthemdartiges Gewand über die dicke Halbkugel seines Bauches gespannt, saß er vor seinen verstaubten Schätzen und wartete auf Kundschaft: Frauen europäischer Diplomaten oder andere ästhetisierende Müßiggänger, die einen alten Kupferkessel oder ein schön geschmiedetes Tablett mit nach Hause bringen wollten. Der größte Teil seines Angebots war zwar neueren Datums und zeigte nicht mehr die hohe Kunstfertigkeit der früheren Schmiedearbeiten. Doch wenn man Glück hatte, konnte man beim Herumkramen noch ein schönes Stück aufstöbern, einen Zierteller mit eingravierten geometrischen Ornamenten oder ein älteres Messingtablett persischer Herkunft.

Bei Jussef hatte sich in langjährigen Geschäftserfahrungen die Vorstellung gebildet, daß den europäischen Kunden das Alter eines Gegenstandes das Wichtigste sei, denn bei jedem Ding, das man in die Hand nahm, beteuerte er: »Kulisch ʾatik – sehr alt«, auch wenn der Teller gestern erst von der Werkstatt nebenan hereingekommen war.

Nun der Kauf: Hatte ich nach langer Besichtigung etwas gefunden, das mir gefiel, stellte ich es möglichst gleichgültig zwischen den anderen Kram zurück, fragte nach den Preisen dieses und jenes, schließlich auch ganz zufällig nach dem Preis der Kanne, die meinen Kaufwunsch geweckt hatte. Natürlich hatte Jussef schon längst mein Interesse an dem Gegenstand wahrgenommen, aber es gehört zu den Spielregeln eines solchen Handels, daß man nicht sofort hab- und kaufgierig auf das Gewünschte stürzt und damit seine unbedingte Kauflust verrät. Jussefs intuitive Begabung war größer als meine Kunst des Verstellens. Hatte er vorher bei allen von mir erwähnten Gegenständen sofort irgendeinen Preis genannt, so begann er jetzt mit einer Laudatio. Er nahm die Kanne verliebt in die Hand, wischte sie mit dem Ärmel seines Hemdes ein wenig blank und versicherte immer wieder: »Kulisch ʾatik.«

»Very old, Sir!« übersetzte schnell einer der jetzt vor dem Stand sich ansammelnden Jungen. Im Hinblick auf zu erwartende Trägerdienste sahen sie ihre Stunde jetzt gekommen. Sie griffen in den

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000056

Handel ein, nahmen Partei, meist für den Käufer, gelegentlich aber auch für den Verkäufer, wenn sie sich für die rhetorische Unterstützung von ihm ein größeres Bakschisch versprachen.

Jussef lobte also seine Ware und nannte dann einen Preis, den er speziell für mich, den alten Freund, gemacht habe. Mit enttäuschter Miene nahm ich die Kanne aus seiner Hand und stellte sie wieder zurück, kramte noch etwas in den Ecken herum, trank den angebotenen Tee zu Ende und verabschiedete mich schließlich. Aber er hatte meine List durchschaut, hielt mich zurück, griff wieder nach der Kanne, wischte sie noch blanker und nannte dann einen neuen Preis, der schon beträchtlich unter dem erstgenannten lag. Mit unglücklichen Augen sah er mich jetzt an, als habe er sich mit diesem Vorschlag an den Rand des Bankrotts gebracht.

Hätte ich jetzt zugeschlagen im stolzen Bewußtsein meines händlerischen Erfolges, dann hätte ich weder mir selbst noch meinem Kontrahenten einen Gefallen damit erwiesen. Jussef wäre ärgerlich gewesen, daß er mich falsch eingeschätzt und nicht von vornherein einen höheren Preis genannt hatte. In diesem Stadium der Verhandlung zahlt der Käufer immer noch einen viel zu hohen Preis.

Jetzt lag es vielmehr an mir, ihm einen Vorschlag zu machen. Hier bedurfte es schon einiger Erfahrung. Ging ich zu tief, konnte er beleidigt sein, ja beleidigt, denn hier war mehr im Spiel als bloß ein nüchternes Geschäftsgebaren. Ich habe erlebt, daß Händler nach einem undiskutablen Preisvorschlag den fraglichen Gegenstand wortlos wegstellten und den Interessenten überhaupt nicht mehr beachteten, so sehr dieser nun annehmbarere Preise nannte. Also nicht zu tief, aber dennoch tief genug, um im Verlauf des weiteren Feilschens einige Zugeständnisse machen zu können! Schritt für Schritt rückten wir in Forderung und Zugeständnis auf einen Mittelwert zu, der beiden passabel erschien. Ich schlug zu, in die dargebotene Hand; das Geschäft war besiegelt, und das eben noch verzweifelte Gesicht Jussefs strahlte ob des reichlichen Profits. Der Sohn wurde schnell um die Ecke geschickt, um noch einmal zwei Gläschen Tee zu holen, damit der Handel in Freundschaft beschlossen werde.

So ein Tauziehen um den endgültigen Preis kann sich bei wertvolleren Gegenständen – einem Teppich zum Beispiel – auch über Tage und Wochen hinziehen. Die einzelnen Schritte des Zugeste-

hens und Nachgebens geschehen dann langsamer, nach zäheren Verhandlungen. Der jeweils letzte Stand des vergangenen Treffens ist Ausgangsbasis für eine neue Runde im Ringkampf um den Verkaufspreis.

Die Freundschaft und der gute Ton leiden keineswegs bei solch hartnäckigem Feilschen; im Gegenteil, man lernt sich näher kennen und schätzen. In den menschlichen Beziehungen zueinander sind die meisten Araber sehr sensibel. Grobheiten begegnen einem kaum in solch einem Verkaufsgespräch. Es gibt vielmehr Gelegenheit zu einer Reihe von schmeichlerischen Komplimenten.

Etwa so: »Ich kann dir keinen billigeren Preis nennen; siehe, ich habe fünf Söhne und muß sie ernähren. Du bist gütig und willst nicht, daß sie hungern.«

»Du bist nicht arm. Siehe hier, welch ein Reichtum! Und Allah wird dir helfen.«

»Aber du bist reicher als ich und kannst diesen Preis bequem bezahlen. Alle Deutschen sind reich, denn sie sind klug, fleißig und verkaufen gute Autos.«

»Aber alle Araber sind großherzig und verlangen von einem Freund keinen ungerecht hohen Preis.«

Diese ausgetauschten Komplimente sind keineswegs als logische Argumente gemeint, sie sind vielmehr rhetorischer Natur, freundschaftliche Zusicherungen. Das Ganze ist irrational wie jedes Spiel, aber deswegen auch reicher an Wirklichkeit als ein von allem Beiwerk abstrahierender, unpersönlicher Kaufvorgang, erfüllter mit Freude, Enttäuschung, List, gutem Willen und Verstand.

Jussef und seine Kollegen im Basar kennen noch nicht die scharfe Unterscheidung zwischen Arbeit und dem sogenannten eigentlichen Leben in der Freizeit. Sie sind immer bei der Arbeit, und doch haben sie immer freie Zeit. Arbeit ist für sie noch nicht das, was sie für moderne Angestellte und Industriearbeiter bedeutet. Ihr ›Arbeiten‹ im Basar ist für sie eine erfüllte Weise ihres Lebens, denn im Basar wird mehr getan als Waren produziert und verkauft. Hier werden Freundschaften geschlossen, Nachrichten vermittelt, Reichtum gesammelt, Rhetorik geübt; Haß, Neid, Liebe, List, Klugheit, alle Tugenden und Untugenden sind präsent. Nichts ist automatisiert, das heißt ohne die direkte Anteilnahme des Menschen.

Wie lange wird diese Insel alten orientalischen Lebens noch be-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000058

stehen können? Die Stahlbetonklötze der Banken und Bürohochhäuser moderner Unternehmen rücken bedrohlich näher. Wird es gelingen, etwas von der menschlichen Fülle und Unmittelbarkeit in sie hinüberzuretten? Anzeichen dafür sind da: denn wo in aller Welt erhält man beim Wechseln einiger Pfundnoten am Bankschalter gelegentlich ein Täßchen Mokka angeboten? Nein, nicht vom Manager erdacht und als besondere Attraktion der Kundenwerbung in das Budget des Geldinstituts eingeplant, sondern als spontane Aufmerksamkeit irgendeines Angestellten und aus seiner Tasche bezahlt. Vielleicht möchte er ein wenig plaudern, oder noch nicht einmal dies; er findet den Kunden bloß sympathisch und folgt irgendeiner generösen Neigung seines Herzens.

Allah hat's geschenkt

Der Hausherr empfing mich im silberdurchwirkten, seidenen Morgenrock, obwohl ihm mein Besuch zu dieser späten Vormittagsstunde angemeldet war. Aber in Bagdad sind Morgenrock, Schlafanzug und Pantoffel so gesellschaftsfähig, daß man derartig leger gekleidet jederzeit einen kleinen Spaziergang unternehmen, Freunde besuchen und Gäste empfangen kann.

Mein Gastgeber galt als einer der reichsten Männer der Stadt. Er war kein Unternehmertyp, der sein Vermögen in das Risiko eines Geschäftes oder in den Aufbau einer Fabrik gesteckt hätte. Er war nichts als Haus- und Grundbesitzer. Er hatte das Glück, daß seine Vorfahren dort Land besessen hatten, wo später die vornehmeren Wohnviertel Bagdads entstehen sollten. Die rasche Ausbreitung der Stadt und das damit verbundene Ansteigen der Baulandpreise hatten ihn reich gemacht. Aus dem Pacht- und Mieterlös kaufte er neues Land hinzu, baute er neue Häuser.

In den Palmengärten der äußeren Stadtbezirke standen die Villen dieser Reichen, keineswegs in üppiger Architektur, sondern glatt und klar; man wollte ›modern‹ bauen. Flachdächer und weit vorragende schattenspendende Balkone, die um das ganze Haus liefen. An der Fassade verrieten meist nur die geschmiedeten Eisengitter vor den Fenstern die Liebe zur kunstvollen Ornamentik, zur Arabeske.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000059

Der Hausherr führte mich in einen großen Empfangssaal, dessen künstlich erzeugte Kühle durch die Marmor- und Kristallpracht seiner Ausstattung noch fühlbarer wurde. Mit farbigem Stein war der Fußboden ausgelegt, barock anmutende Sessel und Sofas waren mit schwersten Brokatstoffen überzogen; überladene Kristallleuchter, aus Europa importiert. Dies alles wollte zeigen, daß hier ein Reicher wohnte, denn Reichtum, den man nicht irgendwie augenfällig beweist, ist eben kein Reichtum, erst recht nicht im Orient.

In dem Saal, der leicht fünfzig oder sechzig Personen hätte aufnehmen können, tranken wir den vom Diener gebrachten Kaffee. Die Hausfrau ließ sich nicht sehen, auch sonst kein weibliches Wesen. Es wäre eine Verletzung alter Sitte gewesen, wenn der Hausherr mich mit einer der Frauen des Hauses bekanntgemacht hätte; auch beleidigend für ihn, wenn ich mich etwa nach dem Befinden seiner Frau oder seiner Töchter erkundigt hätte. Dagegen die Söhne zu erwähnen, nach ihnen zu fragen und ihnen viel Glück und den Segen Allahs für die Zukunft zu wünschen, ist eine Freundlichkeit, die man als Gast seinem Gastgeber schuldig ist.

Die Absperrung der arabischen Familie vor dem Fremden geschieht keineswegs nur Ausländern gegenüber. Selbst gute Freunde treffen sich selten in ihren eigenen Häusern, eher in einer Kaffeestube, in einem Gartenrestaurant, Kino oder dergleichen. In den Privathäusern kommt meist nur die umfangreiche Großfamilie zusammen, die allerdings einen ganz anderen Zusammenhalt kennt, als es bei uns üblich ist. In der Familie mit den unzähligen Tanten und Onkels fallen die wichtigen Entscheidungen, wer wen heiraten, ob dieser oder jener Sohn zum Studium nach Europa oder Amerika geschickt werden soll.

Immer wieder stellte ich fest, daß die Familie bei den meisten Arabern noch die bestimmende Macht vor allen anderen gesellschaftlichen Institutionen ist; sie ist Heiratsinstitut, Sozial-, Kranken- und Altersversicherung in einem, oft Arbeitgeber, strafende oder verzeihende Gerichtsinstanz. Nicht der einzelne mit seinen Sonderwünschen und Interessen bestimmt seinen Lebensweg, sondern die Familie, in der der Vater oder der älteste Sohn patriarchalisch regieren, wo aber auch die in der Öffentlichkeit zurückstehenden Frauen eine kaum abschätzbare Herrschaft ausüben.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000060

Da für fremde Besucher nur die Empfangsräume bestimmt sind, blieben mir die inneren Gemächer des weitläufigen Hauses verwehrt. Aber der Hausherr wollte mir die Wunderwerke seines Gartens zeigen. Aus rot angestrichenen Steinen war ein Miniaturberg aufgeschichtet, durch dessen Inneres Wasser aus dem nahegelegenen Schwimmbassin gepumpt wurde, das dann über die künstlichen Felsen in Kaskaden zu einem Teich herabfiel. Die Augen des Besitzers leuchteten stolz, als er mir die teuren Spielereien in der weiten Anlage seines Gartens erklärte.

Als ich sein Anwesen wieder verließ, umringte mich eine Schar zerlumpter Kinder, die um ein Bakschisch bettelten. Sie kamen aus den Lehmhütten, die sich an die Gartenmauer meines Gastgebers anlehnten.

Dieses Nebeneinander von reich und arm konnte man überall beobachten. Die politisch ausgleichende und für eine moderne Wirtschaft notwendige Mittelschicht ist noch sehr dünn. Erst langsam wächst sie mit der Umwandlung der mittelalterlichen Feudalgesellschaft heran. Neuere Aufgaben in Wirtschaft und Verwaltung lassen die Zahl der Angestellten und Beamten immer mehr zunehmen. Es ist zu vermuten, daß ihr weiteres Wachstum auch eine politische Stabilisierung der arabischen Länder bringen wird.

Zunächst aber bilden die Bewohner der Sariffas, wie die primitiven Lehmhütten genannt werden, noch eine ungeheure soziale und politische Belastung. Jenseits des Dammes, der früher zum Schutze der Stadt gegen die alljährlichen Frühjahrsüberflutungen diente, zieht sich ein Ring des Elends um Bagdad. Hier drängen sich die Sariffas zu großen Slumvierteln zusammen, deren gesamte Einwohnerzahl nur geschätzt werden kann (ca. 150000 bis 200000). Das ganze Gebiet war ohne Wasserleitung und Abwässerkanäle, im Sommer Brutstätte epidemischer Krankheiten, in der winterlichen Regenzeit ein einziger großer Morast.

Trotz der großen Sterblichkeit nahm die Einwohnerzahl dieser Viertel ständig zu.

Die Kinder liefen am Tage durch die vornehmeren Wohngebiete und suchten nach brauchbaren Abfällen. Und fast alles konnten sie noch verwerten, als eigene Nahrung, als Futter für die magere Kuh oder als Brennmaterial.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000061

Die Väter suchten Arbeit in der Stadt. Sie waren mit ihrer Familie und ein paar Stück Vieh vom Land weggezogen in der Hoffnung, daß das Leben in Bagdad leichter sei als draußen, wo sie vor der Revolution von der Gnade eines Grundbesitzers abhängig oder unter der Herrschaft eines Scheichs waren.

Diese in den Slumvierteln zusammengeballten Massen, die, arm und enttäuscht, nichts zu verlieren haben, können natürlich leicht zum Herd sozialer Unruhen werden. Hier ist nicht mehr die Ordnung eines bäuerlichen Lebens oder das straffe Reglement einer Stammeshierarchie, die auf radikale Tendenzen hemmend hätten wirken können. Daher hörte ich in Bagdad oft die Befürchtung, daß diese Entwurzelten eines Tages plündernd über die Häuser der vermögenden Bürger herfallen könnten. Auch die Regierung kannte diese Gefahr, denn bei jeder sich anbahnenden Unruhe fuhren Panzerwagen auf den Damm, deren drohende Geschützläufe zur Ordnung mahnten. Schon bald glaubte man nicht mehr Kassems Versprechungen, seine Regierung werde in kurzer Zeit allen Sariffabewohnern Arbeit und feste Häuser beschaffen.

Fragte man den einen oder anderen reichen Bagdader, was man wohl gegen die Armut dieser Leute unternehmen könne, traf man gelegentlich auf eine verständnislose Verwunderung: Was kann man da schon tun? – Die Reichen sind reich, und die Armen sind arm; Allah hat es so gewollt. Kein Wunder, daß die Zahl der Bettelnden noch groß war. Manche kauerten schweigend in einer schattigen Ecke und warteten, daß ein Passant eine Münze in den neben ihnen stehenden Napf warf. Klang ein Geldstück darin, blieb das Gesicht unbeweglich. Kein Wort und keine Geste des Dankes, kein Zeichen freudiger Überraschung. Allah hat's geschenkt.

Wenn man aus einem Land kommt, wo die Maßstäbe der Leistung und des persönlichen Erfolges allbeherrschend sind, ist man in Gefahr, solche Bilder voreilig und sehr ungerecht zu beurteilen. Man vergißt dann zu leicht, was an klimatischen und landschaftlichen Voraussetzungen, an Veranlagung und Geschichte zusammenkommen mußte, damit unser zivilisatorisch geordnetes Leben entstehen konnte. Und lauern in unserer anscheinend so zivilisierten Gesellschaft nicht auch chaotische Möglichkeiten? Gewiß, wir sind vielleicht größere Organisatoren, aktiver in der Überwindung von Schwierigkeiten, aber seien wir nicht zu stolz darauf.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000062

Unsere technisch perfekten und großartig organisierten Aktionen der Vernichtung sind sicher nicht menschenwürdiger als das passive Sichüberlassen an ein unbesiegbar geglaubtes Fatum.

Diener, aber nicht untertänigst

Mohammed und Hussein waren meine beiden Diener. Der erstere war bei Tag und bei Nacht Custos des Hauses. Der zweite war mein Leibdiener und Koch. Mohammed hatte eine Frau, für die er – wie Hussein wissen wollte – nichts hatte bezahlen müssen, weil sie als Witwe mit Kindern sonst von niemandem genommen worden wäre. Sie hatte ihm fünf Söhne geschenkt – die Zahl seiner Töchter konnte ich nie erfahren.

Bei einfacheren Leuten geht die unterschiedliche Einschätzung der Söhne und Töchter oft so weit, daß sie auf die Frage nach der Zahl ihrer Kinder nur angeben, wieviel Söhne sie haben. Töchter zählen nicht.

Mohammed war fromm, las täglich im Koran und vergaß keine der vorgeschriebenen Gebetsübungen. Irgendwann war er als Pilger von Pakistan aufgebrochen, um zu den heiligen Städten der Schiiten im Irak zu wandern, wo er Arbeit und seine Frau fand, wo er jetzt auf seinen Tod wartete, damit er in geweihter Erde begraben werde.

Mohammeds Leben war kein Einzelfall. Viele Pilger aus östlichen Ländern traten die Rückreise in ihr Heimatland nicht mehr an, nachdem sie die den Schiiten heiligen Gräber in Mesopotamien gesehen hatten. So kamen seit Jahrhunderten Perser, Inder und Pakistaner ins Land und vermischten sich mit der Bevölkerung.

Immer neue Völker brachen schon im Altertum von den östlichen Bergländern in die fruchtbare Flußebene ein. Mesopotamien wurde ein Schmelztiegel der Rassen und Farben. Die Araber kamen verhältnismäßig spät hinzu. Die islamische Zeit zog aufs neue Menschen ins Zweistromland. Mit der osmanischen Herrschaft kamen die Türken; noch mancher junge Bagdader spricht außer Arabisch auch Türkisch, da seine Mutter oder Großmutter aus der Türkei stammt. In jüngerer Zeit kamen die armenischen Emigranten. Im

Norden des Irak leben die eigenwilligen Kurden, ein Volk mit eigener Sprache und rassisch nicht mit der Arabern verwandt.

In einigen wissenschaftlichen Darstellungen kann man sogar lesen, daß der Irak gar nicht als arabisch bezeichnet werden könne, sondern als ein mittelöstliches Land mit einer aus vielen Rassen gemischten Bevölkerung, die vorwiegend Arabisch spricht.

Mohammed konnte stundenlang im Schatten vor der Tür sitzen und nichts anderes tun als da sein. Er hatte die Augen halb geschlossen, ohne zu schlafen. Ob er wohl dachte? Ich glaube nicht. Er hatte sich ganz ergeben in das Fatum des Lebens. Auf alle Fragen nach einem tieferen Grund: Warum er im Irak geblieben sei? Warum er seine Kinder nicht zur Schule schicke? kannte er nur eine einzige Antwort: Kismet – es war das von Allah zugeteilte Los.

Er hielt streng das Fasten während des Monats Ramadan. Kein Tropfen Wasser, kein Bissen kam dann über seine Lippen, bis Kanonenböller den Untergang der Sonne angezeigt hatten. In der Nacht kochte er dann seine Knoblauchsuppen, um sich und seine Söhne für die Abstinenz tagsüber zu stärken. Das Haus und er rochen dann abscheulich, aber ich konnte ihm seine Hauptnahrung nicht verbieten. Während des Fastenmonats wollte er auch keinen Urlaub, um seine Frau in der Hütte vor der Stadt zu besuchen. Der Prophet hatte empfohlen, sich während des Ramadans vom Weibe fernzuhalten.

Seine Söhne – der älteste war vierzehn und schon mit einem ihm unbekannten Mädchen verlobt – mußten sich von Zeit zu Zeit abends bei Mohammed einfinden, bevor sie von der Arbeit als Laufjungen in Bagdader Werkstätten und Geschäften zur Mutter in die Lehmhütte durften. Dann übte er mit ihnen stundenlang das schwierige Auf und Ab des Koransingens. Mohammed sang vor, seine Söhne wiederholten es auswendig. Die beiden ältesten durften beim Vater ins Buch schauen und lernten auf diese Weise ganz allmählich auch die Entzifferung arabischer Schriftzeichen. Für diese Abendandacht hatte er sich im unbenutzten türkischen Bad des Hauses Schilfmatten ausgelegt, auf denen er und seine fünf Schüler mit untergeschlagenen Beinen im Kreise saßen.

Hussein war anderer Natur. Er war früh vom väterlichen Landbesitz weggekommen. Seine erste Stelle hatte er als kleiner Tee-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000064

junge bei einer Gruppe von deutschen Ingenieuren, die vor dem ersten Weltkrieg die Linienführung der im Bau befindlichen Bagdadbahn vermaßen. Ganz naiv konnte er mich fragen, ob ich nicht den deutschen Ingenieur Müller kenne, an dessen kräftige Ohrfeigen er sich noch gut erinnerte. Daß er, fast dreißig Jahre älter als ich, den Ingenieur Müller selbst in seiner eigenen Kindheit kennengelernt hatte, diese einfache chronologische Rechnung kümmerte ihn wenig. Mangelndes Gefühl für zeitliche Relationen konnte ich öfter bei einfachen Arabern beobachten.

Hussein war sonst sehr intelligent. Obwohl er weder lesen noch schreiben konnte, sprach er außer Arabisch auch Kurdisch, Urdu, Hindi und das notwendigste Englisch. Er hatte im Laufe seines Lebens Hunderte Rezepte für feinste Gerichte gelernt, konnte ein Picknick oder eine Cocktail-Party besser vorbereiten als manche europäische Hausfrau; bei Autopannen wußte er besser Bescheid als ich.

Alle diese Erfahrungen hatte er während seines langen Dienstes in der englischen Mandatsarmee und später bei englischen Inspektionsoffizieren gesammelt. Vom einfachen Soldaten war er zum Burschen und Koch eines englischen Obersten avanciert, hatte auf diese Weise den Orient von Jordanien bis Ostpakistan kennengelernt. Nach einigen Jahren konnte man ihn auf Grund seines Einkommens schon zum Mittelstand rechnen.

Er war nicht nur ein vielgereister, sondern auch ein vielbeweibter Mann. Er behauptete, während seines Lebens mit sieben Frauen verheiratet gewesen zu sein. Einige seien ihm gestorben, von anderen habe er sich geschieden. Als ich ihn anheuerte, hatte er nur noch zwei Frauen.

Während eine in dem winzigen Backsteinhäuschen wohnte, das er sich von seinen Ersparnissen gebaut hatte, lebte die andere irgendwo in einem gemieteten Zimmer im Häusergewirr der Innenstadt. Sein Geld und seine Zeit versuchte er gerecht zwischen seinen beiden Angetrauten zu teilen, obwohl er die erstere mir immer als sauberer, fleißiger und schöner lobte; gleiche Behandlung für alle Frauen ist die moralische Vorbedingung für die mohammedanische Vielehe.

Die Polygamie, die in den abgeschiedenen Ländern der südlichen arabischen Halbinsel noch recht üblich sein soll, ist im Irak

und in den Ländern des Vorderen Orients selten geworden. Da der Staat sie sogar durch Gesetz verboten hat, kommt sie bei den Jüngeren praktisch gar nicht mehr vor, höchstens in konservativeren Landgegenden noch und bei den Nomaden, die sich jeder staatlichen Kontrolle leicht entziehen können. Geblieben ist allerdings das mohammedanische Scheidungsrecht, das dem Mann die Trennung leicht macht, der Frau aber nicht das Recht einräumt, auf Scheidung zu klagen.

Husseins Fähigkeit, seine eigenen Gefühle und Gedanken zu verbergen und die des anderen zu erraten, war phänomenal. Als seine ›Vorzugsfrau‹ verunglückte und sein jüngster Sohn dabei ums Leben kam, erfuhr ich es erst, als er sich einen halben Tag Urlaub für die Beerdigung erbat. Dabei war er sonst keineswegs sehr schweigsam. Er erzählte mir alles, was er beim Einkauf in der Stadt erfahren hatte; und wenn er mir morgens, während er das schwere englische Frühstück servierte, die Neuigkeiten von Bagdad mitteilte, konnte ich mir keine bessere Lokalzeitung wünschen.

Aber Dinge, die sein eigenes Gefühl im Augenblick engagierten, hörte ich erst später von ihm, wenn sie in der Erinnerung verblaßt waren.

Nicht nur, daß er als guter Koch nach wenigen Tagen die Richtung meines Geschmackes erraten hatte, auch ohne Probe Gerichte aufzählen konnte, die ich gern, weniger gern oder gar nicht mochte, er wußte aus allerkleinsten Anzeichen zu lesen, wie wert mir ein Gast war, wie hoch ich ihn einschätzte, und richtete demnach Güte und Umfang des Essens ein.

Husseins Frömmigkeit war weniger streng an Formeln und Verrichtungen gebunden. Zwar unternahm auch er gelegentlich an einem Freitag eine Wallfahrt, aber dann erzählte er mir in einer Weise davon, als habe es sich um einen Familienausflug gehandelt.

Jedes bessere arabische Haus hat noch seine Diener, eine Einrichtung, die in Europa fast ganz verschwunden ist. Optimistisch Gesinnte mögen dies als einen Fortschritt der Humanität feiern, aber die Diener des Orients sind freier als ein moderner Industriearbeiter und weniger servil als die meisten Angestellten eines Großunternehmens. Auch sie wissen sich herrschaftliche Genüsse zu bereiten. Kleine Kniffe der Lebenskunst.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000066

Hussein putzte mir jeden Morgen die Schuhe, aber für seine eigenen rief er einen Schuhputzer von der Straße herein. Mitleidig betrachtete er meine allmorgendliche Rasur, denn er ließ sich von einem Barbier den Bart scheren, ging von Zeit zu Zeit ins öffentliche türkische Bad, wo er sich gegen ein geringes Honorar von Kopf bis Fuß vom Bademeister reinigen ließ. Hätte er deutsche Mentalität, würde er das Geld sparen wollen, um sich dies oder jenes mehr anschaffen zu können. Man sah es ihm an, er hatte die Fähigkeit, die kleinste Freude alltäglicher Vorgänge auszukosten.

Ein Besuch im Ministerium

Um 11 Uhr sollte ich dem Erziehungsminister, General N., vorgestellt werden. Die Quecksilbersäule des Thermometers war schon auf sechsundvierzig Grad geklettert, im Schatten wohlverstanden. Es half nichts, seine Exzellenz wünschte es so. Nach der dritten Morgendusche stieg ich langsam in den Anzug. Jede Bewegung wurde langsam in der Hitze, langsam wie das Fließen des Blutes in den Adern. Die Krawatte noch um – weil es das Protokoll so verlangt – und dann mit einem Ruck hinaus in die brüllende Glut.

Nur der Taxifahrer schien sich trotz der Hitze im Verkehrsgewühl der Raschidstraße wohl zu fühlen; hupend, rechts und links überholend, plötzlich bremsend und dann wieder in eine Verkehrslücke vorschießend, versuchte er, ein wenig schneller in dem zähen Strom vorwärtszukommen.

Wir bogen zum Regierungsviertel des alten Serail ein. Auf den Bürgersteigen saßen an kleinen Tischen die Schreiber, die den Analphabeten gegen Honorar ein Gesuch an die Regierung aufsetzen. Einige sind sogar mit einer alten Schreibmaschine ausgerüstet. Vor ihnen auf dem Boden hockend, erzählt der Fellache aus der Provinz oder der Diener aus der Stadt sein Anliegen, umständlich und mit Gesten untermalend, vom Schreiber dann und wann durch Fragen unterbrochen. Die Gesichter der Unkundigen sind meist demütig, fast flehend; die der Schreiber vom Stolz der Wissenden beherrscht. Der Unkundige muß ihm alles anvertrauen, er ist ganz dem Geschick und dem guten Willen des Schriftkundigen ausgeliefert. Nirgends habe ich so augenfällig erlebt, daß Wissen Macht ist.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000067

Der Minister hatte ein Programm entwerfen lassen, wie das Analphabetentum bekämpft werden sollte. In den Zeitungen konnte man sogar lesen, daß er gelegentlich selbst in eine Elementarschule gehe, um das Lesen und Schreiben zu lehren. Überall auf dem Lande wurden seit der Revolution neue Schulen eingerichtet, auch für Erwachsene. Aber es fehlte an ausgebildeten Lehrern.

Fuhr man über Land, konnte man vor den kleinen Ortschaften Junge und Alte mit einem Buch bewaffnet durch Palmengärten wandeln sehen. Dem Augenschein nach mußten die Iraker das lernfreudigste Volk der Welt sein. Niemandem wäre eingefallen, zu Hause im abgeschlossenen Kämmerlein zu lernen. Man studiert peripatetisch.

Wir fuhren in den Innenhof des Serail. Im offenen Vorzimmer des Ministers wartete ich und beobachtete den Betrieb auf den überdachten Umgängen, von denen aus Türen zu zwei, drei hintereinanderliegenden Büros führten. Vor einigen Türen hatten sich ganze Menschentrauben gebildet; jeder hielt ein Stück Papier in der Hand und diskutierte laut mit seinem Nachbar.

Andere Gruppen hockten irgendwo am Boden, schienen das Warten durch die Erzählung ihres Falles abkürzen zu wollen. Dazwischen die Kundschaft suchenden Schuhputzer, die Laufjungen des nahegelegenen Teestandes mit Tabletts gefüllter Gläser, Zigarettenhändler und Zeitungsverkäufer.

Da es hoffnungslos war, ein Gesuch dem allgemeinen Geschäftsgang zu überlassen, übernehmen die Bittsteller selbst die Botengänge von einem Beamten zum anderen. Unzählige kritzelten auf ein Schriftstück ihre Bemerkungen, manchmal auch nur die Unterschrift; so ging es von einer Stelle zur anderen, treppauf, treppab, gelegentlich zwei-, dreimal in dasselbe Büro. Aber es konnte auch geschehen, daß es plötzlich nicht weiterging; das Gesuch, das inzwischen eine Reihe von untergeordneten Stellen glatt passiert hatte, wurde von einem Mächtigeren abgelehnt, oder es wurde dem Bittsteller erklärt, daß er die falsche Reihe von Beamten durchlaufen habe und am nächsten Morgen mit einem neuen Gesuch vor die und die Beamten treten solle. Wenn man sich nun geschlagen gab, konnte es geschehen, daß einem am nächsten Morgen erklärt wurde, daß man gestern doch bei den richtigen Stellen gewesen sei. Der im Behördenumgang Erfahrene insistierte daher bei jeder

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000068

Stockung, die sich aus undurchsichtigen Gründen einstellte, zunächst einmal so lange, bis er sicher war, daß er heute bei der betreffenden Stelle nichts mehr erreichen konnte. Oft habe ich erlebt, daß es bei einigem Durchhaltevermögen dann schließlich doch weiterging. Sooft ich selbst das Verfahren mitgemacht habe, erschien es mir immer halb als ein Geduldspiel, halb glaubte ich mich in die irrationale Wirklichkeit Kafkascher Romane versetzt.

Beamte, die ich einmal nach dem Grund dieses bürokratischen Dschungels fragte, antworteten, daß man unübersehbare Verordnungen erlassen habe, um Korruption und Vetternwirtschaft auszuschalten. Die Kompetenz für eine Sache sei auf mehrere Stellen zersplittert, und oft wisse man nicht recht, bei wem letztlich die Verantwortung liege. Eine Reihe von Ämtern existierten auch nur, weil die Regierung auf diese Weise Arbeitslose beschäftigen wolle. Außerdem bestehe bei den meisten Beamten eine Verantwortungsscheu, weil sie immer wieder erlebt hätten, daß sie von Vorgesetzten hart angefahren wurden, wenn sie zum Beispiel Gesuche von Freunden dieser Vorgesetzten zwar ordnungsgemäß, aber nicht in deren Sinn bearbeitet hatten.

Schließlich ließ der Minister bitten, ein kleiner, untersetzter Mann, jovial und gutmütig dreinschauend. Da Kassem fast alle höheren Verwaltungsstellen mit Offizieren hatte besetzen lassen, war er als treuer General zu diesem Amt gekommen. Er residierte mehr in einem Saal als in einem Arbeitszimmer. Auf den im Raum verteilten Sesseln und Sofas saßen schon mehrere Besucher. Der Minister begrüßte mich kurz und überließ es dann seinen Besuchern, sich gegenseitig zu unterhalten.

Telefone klingelten, Getränke wurden gebracht, Beamte reichten Aktenstücke zur Unterschrift. Gelegentlich unterbrach der Minister seine Arbeit und griff mit einer Bemerkung in das Gespräch der Besucher ein. Die Anliegen verschiedener Parteien wurden gleichzeitig diskutiert und zwischendurch entschieden. Wer größerer Vertraulichkeit bedurfte, wagte sich zum Ohr des Ministers vor, um einige Sätze hineinzuflüstern.

Gleichzeitig mehrere Besucher zu empfangen, ist eine Sitte, die in arabischen Ländern nicht nur bei den Ministern üblich ist. Es erschien mir immer wie ein Überbleibsel der öffentlichen Beratung im altorientalischen Diwan.

Ich traf den Minister noch einmal bei einem offiziellen Empfang, dann hörte man eines Tages, daß er abgesetzt worden war, weil er die Kommunisten im Ministerium zu sehr begünstigt habe. Ein anderer General erhielt seine Stelle.

Sommernacht am Tigris

Die beiden Freunde sprachen zunächst nur von einer Einladung zum abendlichen Fischessen am Tigris. Dann wurde ein Nachtbummel daraus.

Tarik war höherer Zollbeamter und hatte in einem englischen College studiert. Asiz, Ingenieur in einer Ölraffinerie, war in Amerika ausgebildet worden. Beide waren Junggesellen und wollten mir offensichtlich zeigen, was Bagdad bei Nacht zu bieten hatte.

In der warmen Sommerabendluft spazierten wir zu den Lehmbänken am Fluß, wo die Fischbrater unter Girlanden bunter Glühbirnen Tische und Stühle für ihre Kundschaft aufgestellt hatten. In der Regenzeit und während der Schneeschmelze in den nördlichen Bergen war hier alles überflutet, aber beim sommerlichen Niedrigwasser lag ein Teil des Flußbettes blank, eine große Abendtafel für die hungrigen und Kühlung suchenden Bagdader.

Man sah zu, wie an offenen Holzfeuern der ›Masguf‹, ein köstlicher Tigrisfisch, gebraten wurde, den man sich selbst vorher ausgesucht hatte. Die Männer hatten einen Kreis von kurzen Stäben um das Feuer in die Erde gesteckt, schlitzten die Fische am Bauche auf, so daß sie wie Bücher auseinandergeklappt werden konnten. Nach gehöriger Reinigung flochten sie sie dann, die fleischige Innenseite dem Feuer zugekehrt, zwischen die eng beieinanderstehenden Stäbe und warteten, bis sie gar waren. Dann streuten sie einige Gewürze darüber, und unser Mahl wurde zu einem der wackligen Holztische am Fluß getragen, landete mit einem gekonnten Schwung vom Tablett auf der als Tischdecke frisch ausgebreiteten Zeitung, Hautseite nach unten.

Bestecke gab es nicht; man aß mit den Fingern. Die beiden Gastgeber schoben mir die besten Stücke zu. Es war ein ganz ausgezeichneter Fisch, dieser Masguf; saftig und würzig, ohne allzuviel Gräten, ein zartes, auf der Zunge zergehendes Fleisch.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000070

Die Tische auf der Flußbank füllten sich mehr und mehr. Es war einer der wenigen Plätze, wo nicht nur die Männer hingingen, sondern auch die Frauen und Kinder mitkamen.

Sommerabend in Bagdad; die bunten Rosenkränze der Glühlampen schaukelten leicht im aufkommenden Wind. Lautsprecher übertrugen das arabische Schlagerprogramm des Rundfunks. Es war 11 Uhr, aber zwischen den Tischen spielten noch die Kinder, von den Müttern ängstlich zurückgerufen, wenn sie sich zu weit zum Fluß vorwagten, der lautlos vorbeiglitt. Von den neuen Hochhäusern blinkte das Leuchtfeuer der Reklame herüber. Ein Düsenklipper zog über der Stadt eine Schleife ostwärts, wohl nach Teheran oder Karatschi. In den nahen Palmen gurrten immer noch einige Wildtauben.

Den ganzen Tag hatte man gegen die Hitzeflut gekämpft, jetzt war es ein wenig kühler geworden. Reden und Gesten der Menschen wurden lebhafter, freier.

Das Mahl war beendet. Die an der Zeitung klebende Haut und die übrigen Reste des Fisches wurden zusammengerollt und in den Fluß geworfen. Der Tisch war frei für den nächsten Kunden.

›Ali Baba‹ leuchtete es in gelber Neonschrift über dem Eingang des größten und teuersten Kabaretts der Stadt. Würde vielleicht bei Nacht etwas von dem Zauber der alten Märchenstadt wiedererstehen?

Polizisten an der Pforte dieses zweifelhaften Musentempels hielten strenge Wache, damit nichts Ungesetzliches geschehe. Auch hier saß man im Freien. Da während der ganzen Sommermonate kein Regen zu erwarten war, hatte man die Bühne im Garten aufgebaut. Wir kamen noch rechtzeitig, um die letzten Nummern eines drittklassigen europäischen Varietéprogramms zu sehen.

Öfter konnte man in der ›Iraq Times‹ lesen, daß ein Nachtklub das einzigartige Ballett von zwölf ›german‹ oder ›spanish beauties‹ anpries. Konsularbeamte deutscher Vertretungen im Orient können manches über das Schicksal dieser abenteuernden Mädchen erzählen. Gelangweilt vom hoffnungslosen Einerlei eines Büroalltags hatten sie fast alle einmal von tänzerischem Ruhm geträumt. Zu unbegabt, um in Europa überhaupt auftreten zu können, gingen sie leicht auf die verlockenden Angebote obskurer

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000071

Gestalten ein, mit ihrer Gruppe eine Tanztournee durch die Welt zu unternehmen. In der Einsamkeit orientalischer Großstädte sind sie rettungslos dem Geschäftssinn ihrer Manager ausgeliefert, bis sie eines Tages von Reue und Heimweh gepackt werden und sich von der Botschaft eine Flugkarte nach Deutschland vorlegen lassen, für deren Rückzahlung sie zu Hause wieder viele langweilige Bürostunden absitzen müssen.

Man kündigte den orientalischen Teil des Programms an. Ein kleines arabisches Orchester trat auf. Über der rhythmischen, nur in Halbtönen steigenden und fallenden Musik der Streich- und Schlaginstrumente schwebte der dünne, zerbrechliche Ton einer aus Rohr geschnitzten Flöte, die von einem Blinden sehr schön geblasen wurde. Erstaunlich war die Fingerfertigkeit des Schlagzeugers. Auf seiner mit Fell überzogenen tönernen Schlagröhre, die er zwischen Ellenbogen und Hüfte eingeklemmt hielt, trommelte er mit den Fingern die schwierigsten Rhythmen.

Obwohl es nur neuere Unterhaltungsmusik war, hatte es dennoch etwas Ergreifendes. Man konnte keine Melodie erkennen, nur ständige, kaum variierte Wiederholung weniger Tonfiguren. Ich dachte an die Ornamente auf orientalischen Teppichen mit ihren immer wiederkommenden Motiven, ohne Anfang und Ende, so wie den Nomaden das Kommen und Gehen der Jahre und Geschlechter erscheinen mußte.

Sängerinnen traten auf, begannen mit einem langen, sehnsüchtigen Schrei, um dann in das schwermütige Auf und Ab der Halbtöne überzugehen. Schöne dunkle Altstimmen waren darunter, aber die Erzeugung des Tons durch bewußtes Zusammenpressen der Stimmbänder und starken Atemdruck gab ihrem Gesang etwas Gequältes. Es ist für unseren Geschmack störend. Doch meine Gastgeber waren gerührt. Mit feuchtglänzenden Augen, Kopf und Hände im Rhythmus wiegend, folgten sie dem Gesang, der die Schönheit einer Geliebten und den Schmerz der Trennung von ihr beschrieb.

Selbst hier konnte man erfahren, wie sehr der Araber emotional ansprechbar ist. Sicher hängt sein religiöser Fatalismus auch mit seinem Ausgeliefertsein an sein Gefühl zusammen. Der von starken Sensationen beherrschte Mensch wird mehr zur fatalistischen Selbstaufgabe neigen als der rationale, nüchtern seine Möglichkeiten abwägende Willenstyp. Der Fühlende sieht sich immer von

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000072

einem Unendlichen angesprochen, von dem er sich entweder übermächtig getragen oder ohnmächtig verlassen weiß.

Die Rhythmen wurden schneller und erregender. Das Publikum reagierte durch Mitklatschen und Schnalzen. Es erschien die Tänzerin, korpulent, barfüßig, durch enganliegendes Flitterzeug und lockere Gazeschleier den zudringlichen Blicken der Männer verhüllt und entblößt zugleich. Der Tanz begann mit weitausholenden Kreisbewegungen; dann liefen Wellen über ihren Körper, die, immer schneller werdend, in ein krampfartiges Zittern übergingen.

Aufreizender wurden die Rhythmen, schneller die Schritte und immer wilder die asymmetrischen Verrenkungen. Hier war nichts von der kunstvollen Form fernöstlicher Tänze mit ihren unzähligen Zeichen und feinen Andeutungen. Dieser Tanz, aus dem altorientalischen Harem stammend, war ganz massiv auf sexuelle Aufreizung gerichtet.

Das Publikum wurde mehr und mehr in den Zaubersog dieser Bewegung hineingerissen. Rhythmisches Klatschen, aufmunternde und beifällige Rufe nahmen zu. Einige waren von ihren Stühlen aufgesprungen und begannen nun ihrerseits die rhythmischen Verrenkungen der Tänzerin auf der Bühne nachzuahmen. Das plötzliche Abbrechen der Musik und das Verschwinden der Tänzerin ließen die Erregung so rasch erlöschen, wie sie entstanden war.

Erst jetzt bemerkte ich eine Galerie von Köpfen, neugierig über die Umfassungsmauer gereckt; junge Zaungäste, die sich auf diese Weise kostenlos ein Vergnügen schafften, für das man innerhalb des Gartens teuer zu zahlen hatte.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000073

Vor den Toren der Stadt

Kennst du das Land ...

Die nackte Ebene lag stumm im grellen Licht der Februarsonne. Kein Zeichen war in ihr, daß wir einem Baum- und Gartenparadies zufuhren.

Hussein hatte mich seit Wochen bedrängt, der deutsche Lehrer K. und ich sollten einmal mit ihm zu seinen Verwandten aufs Land fahren, nach Bakuba, eine knappe Autostunde vor Bagdad auf der Straße zur persischen Grenze. In den ausgedehnten Palmen- und Orangengärten, wo jetzt die letzten vollreifen Früchte geerntet würden, werde man uns ein Picknick im Freien bereiten.

Es war Freitag, Sonntag der Mohammedaner. Die ruhenden Ziegelbrennöfen vor Bagdad sahen aus wie Grabmäler für urzeitliche Kolosse.

Hussein war in Hochstimmung und gab bereitwillig Auskunft über seine Verwandten. Das Wichtigste ist für die Großfamilie die Erhaltung ihrer gesellschaftlichen, biologischen und wirtschaftlichen Substanz. So kommt es oft zu einer für uns Europäer unglaublichen Inzucht, die in zahlreichen Familien seit Jahrhunderten üblich zu sein scheint, ohne daß auffallend viele Degenerationserscheinungen auftreten. Vielleicht kann man aber den allgemeinen Fatalismus, die mangelnde Fähigkeit zum systematischen Aufbau und das geringe Durchhaltevermögen in der Aktion (nicht im passiven Ertragen) als durch die Verwandtenehen mitverursachte Phänomene verstehen.

Der Schwager Husseins, den wir jetzt besuchten, war zugleich auch sein Vetter. Umgekehrt hatte er eine Schwester dieses Schwager-Vetters, also seine Kusine, zur Frau genommen. Ich erinnerte mich an eine Tradition in arabischen Familien, daß der Vetter das erste Recht auf eine heiratsfähige Kusine hat. Hier hatten also zwei Vettern im Austausch der Schwestern ihre gegenseitigen Kusinen

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000074

geheiratet, obwohl schon die Eltern beider Geschwisterpaare nahe miteinander verwandt waren. Damit aber nicht genug: ein Sohn von Husseins Schwager-Vetter hatte vor einem halben Jahr für eine Tochter Husseins dreihundert Dinare bezahlt. Sie erwartete jetzt ihr erstes Kind.

Auf unsere erstaunten Gesichter hin erklärte Hussein, das sei eben ein bewährter Brauch. So wisse der Mann ziemlich genau, was für eine Frau er bekomme, auch wenn er von dem Tage an, an dem die Eltern beider eine Abmachung über die zukünftige Ehe ihrer Kinder ausgehandelt hätten, kein Wort mehr mit dem Mädchen gesprochen habe. Außerdem bleibe das Geld innerhalb der Familie, das man an die Eltern der Frau gleichsam als Versicherungssumme für den Fall bezahle, daß sie von ihrem Mann zurückgeschickt werde. Eine verständliche Vorsicht, wenn man bedenkt, wie leicht sich ein Mann nach islamischem Recht von seiner Frau trennen kann.

Auf halbem Wege kamen wir an den Resten einer alten Karawanserei vorbei. Eine Wand des ursprünglichen Rechtecks war noch gut erhalten. Lagerräume und Stallungen lagen nebeneinander im Schutze einer starken Mauer mit großen Bogenöffnungen zum geräumigen Hof hin. Nach außen war die Wand fensterlos und abweisend.

Hussein erinnerte sich, daß die Karawanserei in seiner Kindheit, vor fünfzig Jahren etwa, noch in Gebrauch gewesen sei. Die Händler, die mit vollbepackten Kamel- und Maultierkarawanen auf der Handelsstraße Bagdad–Teheran unterwegs waren, fanden hier Ruheplätze für sich und ihre Tiere und vor allem Schutz vor nächtlichen Raubüberfällen, die in dieser Gegend recht häufig gewesen seien. Noch in seiner Jugend sei er mit seinem Vater und seinen Brüdern auf Eseln in zweitägiger Reise von Bakuba zum Bagdader Markt geritten, um dort die Orangenernte zu verkaufen. Vor dem Aufbruch habe man sich weinend von seinen Freunden verabschiedet, die Frauen hätten ein lautes Klagegeheul angestimmt, denn die Gefahr bewaffneter Überfälle, bei denen man sich selber mit Gewehr und Messer zur Wehr gesetzt habe, sei auch für sie nicht gering gewesen.

In Bagdad hätten sie dann lange um den Preis der Orangen gefeilscht und für einen Teil des Erlöses im Basar eingekauft. Nach einem guten Handel habe man auch die Goldene Moschee in

Kadhamia besucht, gelegentlich auch eine der schönen persischen Frauen, die dort von Pilgern gemietet werden konnten. Der Rückweg war dann am gefährlichsten, weil die Räuber wußten, daß von Bagdad heimkehrende Bauern den Erlös ihrer Ernte bei sich trugen.

Die glückliche Rückkehr ins Dorf war ein Fest in der Familie; ein Hammel wurde geschlachtet, Geschenke verteilt, und viele Wochen lang wurden abends beim Spiel in den Tee- und Kaffeestuben des Dorfes die ›neuesten‹ Nachrichten von Bagdad mit orientalischer Liebe zum Detail ausgemalt.

Während sich Hussein seinen Erinnerungen überließ, rückte am Horizont ein dunkler Streifen immer höher, den wir bald als die langgezogene Vorderfront eines Palmenwaldes erkennen konnten. An der Straßenabzweigung nach Kirkuk standen die üblichen Kontrollposten des Militärs. Dann führte eine kürzlich von Deutschen erbaute Brücke über das Flüßchen Diyala in den grau-grünen Schatten der Palmengärten bei Bakuba.

Hohe Lehmmauern, auf die man dornige Zweige als Schutz gegen Diebe gesteckt hatte, grenzten die Gärten gegen die Straße zu ab, so daß wir den Eindruck hatten, als führen wir durch einen Hohlweg. Die klaffenden Risse in den Wänden erinnerten an die mörderische Qual der sommerlichen Sonnenglut. Das kleine Städtchen Bakuba ließen wir liegen, fuhren durch einen der ›Hohlwege‹ zu einem nahe gelegenen Dorf.

Während Hussein uns bei seinen Verwandten ankündigte, warteten wir auf der Dorfstraße, von zahlreichen Neugierigen umringt. Doch plötzlich waren wir nicht mehr Mittelpunkt des Interesses. Aus einem Haus drang lautes, fast hysterisches Frauengeheul, während ein recht baufälliges Taxi amerikanischen Fabrikats vorfuhr. Die Neugierigen, die rasch Zustrom aus den Häusern der Nachbarschaft erhielten, umdrängten Hauseingang und Taxi. Schwarzverschleierte Frauen taumelten aus der Türöffnung. Gellende Schreie ausstoßend, trommelten sie mit den Fäusten auf ihre entblößten Brüste, worauf auch bei der versammelten Gesellschaft der Nachbarn ein lautes Heulen losbrach.

Als schließlich eine längliche Kiste, aus rohen Brettern zurechtgezimmert, herausgetragen wurde, wußten wir Bescheid: man nahm Abschied von einem Toten. Der Sarg wurde zum Dach des Taxi hinaufgestemmt und mit einem Strick auf dem Gepäckständer

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000076

festgebunden. Während sich das Geschrei der Weiber unter dem Trommelfeuer der Fäuste zu einem Finale verstärkte, rollte das klapprige Leichen-Vehikel schnell und mit lautem Gehupe über die holprige Dorfstraße davon zu einem der großen Friedhöfe bei den heiligen Pilgerstädten.

Kaum hatten wir uns von dieser Szene erholt, sahen wir in das lachende Gesicht Husseins. Sein Kommentar zu dem Vorfall: »They are foolish people.« Die Klageweiber seien gegen Bezahlung bestellt, und die Nachbarschaft laufe zu dem Geheul nur herbei, um zu dem anschließenden Leichenschmaus eingeladen zu werden. Hussein spielte vor uns den Aufgeklärten.

Nach einigen hundert Schritten standen wir vor dem Anwesen seiner Verwandten. Der Einlaß führte durch die hohe abschirmende Lehmmauer auf einen Innenhof, um den eine Reihe halboffener Gemächer gelagert war. Husseins Schwager, mit dem bärtigen Gesicht eines Patriarchen, und seine Söhne, alle in Keffieh und langem, rockartigem Gewand, begrüßten uns; sie legten die rechte Hand aufs Herz und an die Stirn, verbeugten sich mehrmals vor den Gästen. Wir taten desgleichen und tauschten mit ihnen den alten Friedensgruß aus: »Sala'am aleikum! Aleikum sala'am! – Friede sei mit euch! Und auch mit euch sei Friede!« Ein Gruß, den auch Christus gesprochen hat und den der Priester in der Messe mit seiner Gemeinde wechselt.

Es waren Gestalten aus dem Alten Testament vor uns, nur Hussein und wir in europäischen Anzügen und ohne Kopfbedeckung paßten nicht in das Bild.

Die Frauen hockten in einer schattigen Ecke, rupften frisch geschlachtete Hühner und warfen nur gelegentlich scheue Seitenblicke zu den fremden Männern herüber. Halbnackte Kinder krabbelten im Staub und Unrat des Hofes herum, zwischen scharrenden Hühnern und sich faul in der Sonne streckenden Kötern. Während die Frauen in der Mitte des Hofes auf offenem Feuer das Essen bereiteten, wurden uns in einem seitlichen Gemach, das nur grob gezimmerte Sitzbänke und kleine Tische enthielt, Tee und Zigaretten angeboten.

Die Männer vor uns hatten nicht die ausgemergelten Gesichter und die unruhige Art der von Scheichs und Großgrundbesitzern abhängigen Fellachen. Sie hatten die selbstsichere Ruhe freier

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000077

Bauern. Sie kannten nicht das servile Herumschmeicheln und Sichverstellen der Abhängigen. Auf unseren von Hussein mehrmals verdolmetschten Dank für den freundlichen Empfang kam immer wieder die generöse Antwort: »Mein Haus ist euer Haus.« Das wollte sagen: Ihr dürft nicht danken, denn ihr seid meine Freunde, und alles, was mir gehört, gehört auch meinen Freunden.

Das Essen schien fertig zu sein. In einer kleinen Karawane gingen wir auf engen Pfaden an dem ölig hinfließenden Lehmwasser der Bewässerungsgräben vorbei zu einem Palmengarten; zuerst der Patriarch und Hussein, dann K. und ich, die Söhne und in einigem Abstand die Kinder und Frauen, die Teppiche, Kissen und große zugedeckte Kupferplatten mit dem Essen auf dem Kopf trugen.

»Im dunklen Laub die Gold-Orangen glühn.« Beim Betreten des Gartens fiel mir dieser Vers aus Mignon ein. Unter dem schattigen Zelt der Dattelpalmen standen dicht beieinander die Apfelsinenbäumchen, aus deren tiefem Grün die Früchte leuchteten. Schmale Stege und Wassergräben führten durch die paradiesische Vegetation dieses Gartens. Während man irgendwo den Lagerplatz herrichtete, sollten wir als Vorspeise die verschiedenen Orangensorten probieren. Da Husseins Schwager mit der Ernte so lange wie möglich gewartet hatte, um für diese ›Spätlese‹ in Bagdad einen besonders hohen Preis zu bekommen, aßen wir nun Früchte, deren Süße und Aroma ein Fest für Nase und Zunge waren.

Ein kleiner Platz, von Stauden dicht umstellt, bildete unter dem Palmendach eine natürliche Laube, deren Boden man mit einem bunten Teppich ausgelegt hatte. Kissen und Rollen lagen umher, und in der Mitte standen nun die aufgedeckten Schüsseln und Platten; auf der größten ein hochgetürmter Reisberg, bedeckt mit Hühnerfleisch, gerösteten Mandeln und Rosinen, daneben waren die kleineren Hügel von verschiedenen Gemüsen, Salaten und Obst. Als K. und ich verwundert aufsahen, standen wir allein. Die ganze Verwandtschaft hatte sich durch die Stauden davongemacht. Ein wenig unsicher, was in dieser Situation zu tun sei, hockten wir uns mit untergeschlagenen Beinen auf den Teppich und warteten einstweilen, bis Hussein zwischen den Zweigen auftauchte und uns bedeutete, daß wir nur essen sollten. Es sei hier Sitte, daß man vornehme Gäste allein essen lasse, damit sie sich auch ganz ungeniert und frei fühlten.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000078

Da wir weder Bestecke noch Teller sahen, begannen wir nach arabischer Sitte mit den Händen die Speisehügel vor uns zu bearbeiten. Wenn jemand geschickt seine Hände gebrauchen kann, ist diese Art des Essens gar nicht so unappetitlich, wie es sich der Hochmut der Messer- und Gabel-Gebrauchenden zunächst vorstellt. Mit einem Stückchen Fladenbrot bildet man zwischen Daumen, Zeige- und Mittelfinger eine Zange, mit der man zur Speise greift. Bei dem Transport von der Platte zum Mund fallen dem Anfänger natürlich drei Viertel des Gefaßten wieder aus der Zange, wenn er sie entweder zu locker oder zu fest hält, während der Könner Brot und Inhalt mit einem Schwung im Mund verschwinden läßt, ohne daß seine Finger die Lippen berühren.

Hart arbeitend priesen wir die weitsichtigen Gastgeber, die uns durch ihre Abwesenheit die Beschämung ersparten, als Dilettanten dieser Eßweise erkannt zu werden. Da man uns genügend Zeit ließ, wurden wir schließlich doch satt. Die Söhne des Patriarchen brachten das Becken zum Händewaschen, dann den starken türkischen Mokka. Endlich richtete man noch die Kissen zurecht, damit wir am Ort unseres Mahles, von den Gastgebern ungestört, ein Verdauungsschläfchen halten konnten.

Die Speisen wurden inzwischen hundert Meter weiter getragen, wo sich die männlichen Mitglieder der Familie zum Essen niedergelassen hatten. Die Frauen mußten sich später mit den kalten Resten begnügen, wenn sie sich nicht schon beim Kochen mit den besten Stücken versorgt hatten.

Während über uns die Wildtauben in den Palmen gurrten und das nicht abbrechende Geschwätz der Frauen und Kinder durch das Blätterdickicht gedämpft zu uns drang, durchrieselte uns die wohlige Müdigkeit des satten Leibes, und in den Duftwogen der letzten Früchte und ersten Blüten ertrinkend, wurden die Lider schwerer, bis wir einschliefen im Garten Eden.

An der Grenze des Imperium Romanum

Auf dem Wege nach Ktesiphon, wo ich mir eine Palastruine aus sassanidischer Zeit ansehen wollte, passierte ich die Gebäudekomplexe zweier Einrichtungen, deren Aufgabe zwar sehr verschieden, deren

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000079

Anwesenheit im Irak auf den ersten Blick aber in gleicher Weise verwundert: das neuerbaute College der amerikanischen Jesuiten und eine Brauerei, in der deutsche Braumeister aus Tigriswasser ein würziges Bier bereiten.

Die Patres besitzen außer dem College noch ein Gymnasium in Bagdad. Beide sind die besten Ausbildungsstätten für naturwissenschaftliche Berufe im Irak. Hier wird nicht versucht, durch forcierte Missionspropaganda aus Mohammedanern Christen zu machen; die Patres sind viel zu klug dazu. Sie lehren die Söhne der einflußreichen Bagdader Familien lediglich Mathematik, Physik und Chemie; und dennoch spürt man im Umgang mit Absolventen ihrer Schule etwas Besonderes. Sie haben mehr als den Wissensstoff ihrer Fächer gelernt.

Was hat die frommen Männer, deren Obere sich bei öffentlichen Empfängen recht weltmännisch zu geben wissen, wohl bewogen, moderne Naturwissenschaften in einem Land des Islam zu lehren? Es ist bekannt, daß Moslems ein schlechtes Objekt für Christianisierungsversuche sind. Ist der geheime Grund ihres Hierseins nur der Expansionstrieb eines Weltunternehmens? Steht auch ihr Arbeiten noch unter dem Postulat der christlichen Völkermission? Vielleicht ist beides miteinander verquickt.

Ich habe öfter mit dem Rektor des Colleges und einigen seiner Patres gesprochen. Es war erschütternd, zu sehen, mit welcher Konsequenz sie ihr Leben einer Idee widmeten. Eine Kombination von theologischer Hoffnung und modernem Fortschrittsoptimismus: durch das Christentum und die Naturwissenschaften zu einer besseren, heileren Welt zu kommen. Daß ihre Zöglinge zumindest Toleranz vor der Überzeugung des anderen gelernt hatten, dies habe ich selbst erfahren.

Fragwürdiger war die Existenz des zweiten Unternehmens am Wege nach Ktesiphon, der Brauerei. Gewiß, dreißig Prozent der Einwohnerschaft von Bagdad sind Christen, das heißt in diesem Zusammenhang: potentielle Alkoholiker. Aber die Produktion der Brauerei diente auch dem Bedürfnis der Moslems, denen die religiöse Vorschrift den Alkoholgenuß eigentlich verbietet. Bewies die Existenz der Brauerei nicht, daß die Säkularisation auch in der vom Islam beherrschten Welt fortschreitet, daß auch in ihr der Glaube an eine unmittelbar formulierte Vorschrift Gottes, wie

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000080

der Mensch zu leben habe, was gut und was schlecht sei, schwindet? Ich habe viele junge Araber gesprochen, deren Väter noch streng im Glauben Mohammeds lebten und die Vorschriften eines gläubigen Lebens genau beachteten; sie selbst zeigten eine Skepsis allen religiösen Fragen gegenüber, einen praktischen Nihilismus der fatalistischen Langeweile, mit dem verglichen die Ideologien unserer jungen, nihilistisch sich gebenden Intellektuellen Paradiesgärten des Idealismus sind.

Gewiß ist nicht das Vordringen des Bieres an der Aufweichung des Islam schuld, aber das gute Florieren der Brauerei schien mir ein Symptom dafür, daß die Säkularisierung, die Europa seit Jahrhunderten erfaßt hat, ein Weltereignis ist.

Amerikanische Jesuiten und deutsche Braumeister am Tigris, Mercedeswagen und europäisches Varieté in orientalischen Städten, Kulturinstitute, Bagdadbahn und Ölraffinerien, dies alles gehört zusammen. Hat nicht Nietzsche gesagt, daß Europas Geist sich die Welt erobern werde?

Ich fuhr zu einem Ort, wo der Tigris lange Zeit die Grenze zwischen Abendland und Morgenland gebildet hatte. Der parthischen Stadt Ktesiphon hatte die römische Besatzung von Seleukia auf der anderen Tigrisseite gegenüber gelegen. Seleukia war schon eine hellenistische Gründung des Diadochen Seleukos. Hier hatten im zweiten Jahrhundert n. Chr. die Römer gegen die Parther gekämpft. Was im Norden des Imperiums der Rhein, der Limes und die Donau bedeuteten, war hier der Tigris; Grenze des römischen Weltreiches. Wo mögen sich die Soldaten der römischen Legionen verlassener gefühlt haben? Am Limes, wo aus unendlichen Wäldern kalte Nebel aufstiegen, wo in den kleinen Kastellen am Rhein ein wenig römische Zivilisation zu Hause war? Oder hier unter dem blauen Himmel Mesopotamiens, in einem Land, wo schon Alexander die Ruinen einer uralten Kultur angetroffen hatte?

Die Sassaniden bauten nach dem Sturz der Parther (224 n.Chr.) Ktesiphon zu ihrer Hauptstadt aus. Im 3. Jahrhundert entstand auch der Königspalast, dessen prächtige Halle heute noch zum Teil erhalten ist. Schon von weitem sieht man sie über die niedrigen Häuser der nahe gelegenen Ortschaft ragen. Aus einfachen gebrannten Ziegeln gebaut, steigt das freitragende Gewölbe über

vierzig Meter hoch und hat eine Spannweite von über fünfundzwanzig Meter. In islamischer Zeit haben die Baumeister der abassidischen Kalifen den Gewölbebau von dieser Palastanlage übernommen. Die frühesten Fotos von Ktesiphon zeigen auch noch einen Nordflügel des Palastes, den 1909 eine Überschwemmung des Tigris niederriß. Die Ziegel des zusammengestürzten Bauteils wurden in Bagdad beim Häuserbau verwendet, weil sie besser waren als die neuerdings gefertigten.

Es war ein Freitag, so gab es Betrieb in der Umgebung des alten Bauwerks. Einige Bagdader Familien hatten den gleichen Nachmittagsausflug unternommen wie ich. In kleinen Kreisen hockten sie in der Halle und kochten Tee. Auf einem Streichinstrument mit nur zwei Saiten zirpte ein Bettler eine Melodie, das Gewölbe der Halle als einen gewaltigen Resonanzboden benutzend.

Überall in der Welt scheint man zu wittern, daß alte Ruinen noch Geld einbringen können. Am Ufer baute die Regierung ein Hotel, wo die ausländischen Touristen, die man in den nächsten Jahren ins Land bringen will, übernachten können: Hotel an der Grenze zwischen Imperium Romanum und Partherreich.

Die kleinen Jungen des Dorfes hatten es auch schon begriffen. Ein Knirps von etwa acht Jahren verfolgte mich hartnäckig, bis ich ihm eine von seinen Coca-Cola-Flaschen abgekauft hatte, die er mit sich herumschleppte. Ein anderer trieb ein Eselchen neben mir her, das ich gegen Honorar besteigen sollte. Als ich immer wieder abschlug, schwang er sich selbst auf das Tierchen, brachte es mit Stockschlägen und Stößen ins Hinterteil zum Galopp und zeigte mir einige Reiterkunststücke, die fast zirkusreif waren. Natürlich wollte er auch dafür ein Bakschisch haben.

Wie lange wird es noch dauern, bis auch Mesopotamien ein Touristenland ist? Im Augenblick sorgen noch einige Unannehmlichkeiten des Reisens dafür, daß der Touristenstrom europäischer und amerikanischer Reisebüros noch nicht über Bagdad und Babylon, Ninive und Ur geleitet wird. Aber schon werden Hotels in der Nähe der Ruinen errichtet; schon erzählt man sich, daß Hubschrauberverbindungen vom Bagdader Flughafen zu den sumerischen Ruinenstädten am unteren Euphrat und Tigris vorgesehen seien. Vertraglich angestellte Beduinen würden dann die Touristen in ihren Zelten willkommen heißen und mit Tee bewirten. Tänze

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000082

und Reiterkunststücke werden auf importierten Araberhengsten einstudiert, um das Bedürfnis der Europäer und Amerikaner nach Exotik gegen Dollar oder Mark zu befriedigen. Es wird nur noch wenige Jahre dauern, dann ist es soweit.

Dabei hätte es das Land gar nicht nötig. Das Öl wird genügend Devisen einbringen, um durch Investitionen in der Landwirtschaft und in der Kleinindustrie eine solidere Wirtschaftsgrundlage zu schaffen, als die Fremdenindustrie es jemals tun kann. Aber schon werden fleißig Plakate gedruckt, damit der Irak überall als attraktives Reiseland bekannt werde. Hier spielt nicht nur das Geschäft eine Rolle, sondern das nationale Prestigebedürfnis. Bei dem kleinen Coca-Cola-Verkäufer und dem Reitkünstler war es jedoch lediglich das Interesse für ›business‹, was ich ihnen nicht verübelte.

Babylon

Türme sind Chiffren menschlicher Sehnsucht, Zeichen eines Willens, die Ebene von Leben und Tod zu transzendieren, zu einem Hohen, zu einem Göttlichen hin. Kathedralen, die Minaretts der Moscheen, alte Kultstätten auf Berggipfeln sind steinerne Zeugen dieser Leidenschaft zur Höhe.

Die Gottheit wohnt über der Niederung des Arbeitens und Hausens. Waren die Manifestationen dieses Dranges zur Höhe nicht schon immer gesegnet und verflucht zugleich? Gesegnet, weil hier des Menschen Hand dem Gott eine Wohnstatt schuf; verflucht, weil der Mensch sich damit selbst in die unmittelbare Nähe des Gottes bringen wollte.

Das junge Schwemmland, auf dem die Sumerer und Babylonier siedelten, hob sich nur wenig über das Niveau der Flüsse und Sümpfe. Die Ebene war im Frühjahr ständig von Überschwemmungen bedroht. Kein Berg, kein Hügel in der ungeheuren Weite der Landschaft. Mußte der Drang nach einem höheren Ort, nach Berg und Turm, nicht übermächtig werden? Da war kein Stein im Grund, den man hätte brechen können, um Quader auf Quader hochzuschichten. Aus dem feinsten Material, dem angeschwemmten Lehm, formten sie Ziegel, die sie zunächst nur trockneten, später auch brannten; sie schichteten sie zu gewaltigen Bauwerken,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000083

zu Türmen, die breit und wuchtig in der Ebene standen; Berge, auf deren Gipfel die Götter wohnten. Der Turm zu Babel, dessen Bau den Zorn des alttestamentlichen Jahwe erregte, war eine der vielen Ziggurate, wie die mesopotamischen Türme bezeichnet werden.

Babylon war im Anfang nur ein unbedeutendes sumerisches Dorf, in dem aber schon im 24. Jahrhundert v. Chr. ein Tempel errichtet worden war, der der großen Ischtar, der Göttin der Liebe und Mutterschaft, geweiht war. Von den Akkadern wurde der sumerische Dorfname in ›Bab-ili‹ (hebräisch Bab-El) übersetzt, das heißt ›Tor Gottes‹. Die Bedeutung Babylons nahm gegen Ende des 3. Jahrtausends immer mehr zu; neue semitische Eroberer machten es zu ihrer Hauptstadt. Rivalisierende Städte wurden besiegt, schließlich hatte die erste Dynastie von Babylon ganz Mesopotamien unter ihrer Gewalt. Hamurabi (1792–1750 v.Chr.) war der mächtigste König dieser Dynastie. Der Text seiner berühmten Gesetzesstelle, die heute im Louvre zu sehen ist, bestimmte genau und autoritativ das Verhältnis von Staat und Untertan, von Freien und Sklaven; es ist die erste große geschriebene Gesetzgebung, die wir überhaupt kennen.

Prachtvolle Bauten entstanden in dieser Zeit. Die Verwaltung wurde zentralisiert. Groß war der Kult des Gottes Marduk und der Göttin Ischtar.

Aber das Reich hatte keinen langen Bestand. Bei einer Plünderung der Stadt wurden Ende des 17. Jahrhunderts v. Chr. die Standbilder der Gottheiten von den Hethitern verschleppt. Dann kamen Kassiten, ein iranisches Bergvolk, ins Land, bauten die alten Tempel wieder auf und konnten die geraubten Götterbilder zurückgewinnen.

Das kassitische Reich wurde bald von der im Norden aufsteigenden Macht der Assyrer bedroht. Vom 12. bis zum Ende des 7. Jahrhunderts v. Chr. waren die Babylonier, mit Ausnahme einiger kürzerer Intervalle der Selbständigkeit, assyrischen Fürsten unterworfen, bis sich nach dem Tod des letzten großen assyrischen Königs, Assurbanipal (665–629), der Gouverneur von Babylon mit den Medern gegen Assyrien verband, das besiegt und dessen Hauptstadt Ninive zerstört wurde. Es war der Beginn des neubabylonischen Reiches.

Der Sohn des abtrünnigen Gouverneurs war Nebukadnezar II. (605–562), dessen palästinensischer Kriegszug gegen das Königreich

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000084

Juda die Eroberung Jerusalems zur Folge hatte. Die Juden, die er in das Land am Euphrat deportierte, lebten fast fünfzig Jahre in der sogenannten Babylonischen Gefangenschaft.

Hier entstand das Klagelied des gefangenen, heimwehkranken Psalmisten:

An den Wassern zu Babel saßen wir und weinten,
wenn wir an Zion gedachten.
Unsere Harfen hingen wir an die Weiden, die
daselbst sind.
Denn dort hießen uns singen, die uns gefangenhielten,
und in unserm Heulen fröhlich sein: »Singet uns ein Lied
von Zion!«
Wie sollten wir des Herrn Lied singen in fremden Landen?
Vergesse ich dein, Jerusalem, so werde meiner Rechten
vergessen.
Meine Zunge soll an meinem Gaumen kleben, wo ich dein
nicht gedenke, wo ich nicht lasse Jerusalem meine
höchste Freude sein.
Herr gedenke den Kindern Edom den Tag Jerusalems,
die da sagten: »Rein ab, rein ab bis auf ihren
Boden!«
Du verstörte Tochter Babel, wohl dem der dir vergilt,
wie du uns getan hast!
Wohl dem, der deine jungen Kinder nimmt und zer-
schmettert sie an dem Stein!

Grausam ist der Wunsch des Psalmisten in seinem Schmerz. Babylon wurde bald besiegt. Cyrus der Große, König der Perser und Meder, eroberte 539 die als uneinnehmbar geltende Stadt. Das Eindringen seiner Truppen gelang nur dadurch, daß er den die Befestigungswerke umspülenden Euphrat umleiten ließ und seine Soldaten durch das leere Flußbett marschieren konnten. Ein Verrat der Mardukpriester kam ihm dabei noch zu Hilfe. Cyrus ließ die Tempel unversehrt, aber bei späteren Aufständen gegen die Herrschaft der Perser wurde die Stadt geplündert und fast völlig zerstört.

Als Alexander der Große 331 v. Chr. die Stadt besetzte, bestimmte

er sie zur Metropole seines asiatischen Reiches. Er begann mit einer Restauration der zerstörten Bauwerke, ließ sogar ein griechisches Theater errichten. In Babylon starb Alexander an Malaria, an einem Ort, der bei seinem Tod schon über zweitausend Jahre bewohnt war.

In der Zeit der Diadochen gab es zwar noch Restaurationsversuche, aber die Parther ließen schließlich die schönsten Viertel der Stadt in Flammen aufgehen und deportierten die Einwohner. Die Ruinen dienten dann bis in allerjüngste Zeit als Steinbruch, in dem die Bewohner der Umgebung billiges Baumaterial fanden.

Die Vision des Jesaias vom zerstörten Babylon war Wirklichkeit geworden: »Wüstentiere werden sich da lagern, und ihre Häuser voll Eulen sein. Feldgeister werden da hüpfen, und wilde Hunde in ihren Palästen heulen und Schakale in den lustigen Schlössern.«

Erst die modernen Archäologen haben »Feldgeister« und »Wüstentiere« verjagt.

Es war wie am Niederrhein oder sonst irgendwo in der norddeutschen Tiefebene, wo jeder Baum, jedes alleinstehende Haus höher in den Himmel zu stehen scheint. Die Schutthügel von Babylon rückten wie ein kleiner Gebirgszug aus dem sonst flachen Horizont.

Unterwegs hatten wir schon andere, kleinere Hügel gesehen, Ruinen babylonischer Städte. Die Siedlungen waren durch die Jahrtausende höher und höher über die Ebene hinausgewachsen, weil man sich nicht die Mühe gemacht hatte, alte Trümmer wegzuschaffen, sondern auf dem Schutt weiterbaute. Die Häufigkeit dieser Hügel in einem Land, das jetzt zum größten Teil brachliegt, die Entdeckung von Teilstücken eines längst zerstörten Bewässerungssystems liefern deutliche Beweise dafür, daß dieses Gebiet dichter bevölkert und im weiteren Umfang bebaut war als heute.

An der Hauptstraße nach Süden stand ein kleines Schildchen mit der Aufschrift ›Ruins of Babylon‹. Es wies auf eine abzweigende Asphaltstraße, die mitten ins Ruinengebiet führte. Ein Parkplatz, eine Coca-Cola-Bude, der Rohbau eines Hotels und die häßliche Halle des kleinen Museums (die wertvollen Funde sind in Bagdad, Berlin und London) erwarteten einen am Ende dieser für Touristen gebauten Straße.

Der erste Anblick der Ruinen war für den naiven Betrachter verwirrend und enttäuschend. Man kann die Schönheit des Parthenon

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000086

und des Theaters von Epidaurus empfinden, ohne die geringste Kenntnis davon zu haben, wann und unter welchen Umständen diese Bauwerke entstanden sind; aber die Trümmer von Babylon bieten keine Schönheit; nicht das Entzücken an einer weißen Säule, die in das Blau des Himmels ragt; nicht die Andacht eines Zypressen- oder Olivenhains.

Gelbbraun wie die mesopotamische Erde, so sind auch die Ziegelsteinmauern der Paläste und Anlagen, tief im Schutt der Jahrtausende steckend. Beklemmend war es, zwischen den hohen Wänden des Ischtar-Tores zu stehen. Drachen und Stiere im Backsteinrelief blickten drohend auf die fremden Eindringlinge herab.

Dann gingen wir auf der von den Archäologen freigelegten Prozessionsstraße aus der Zeit Nebukadnezars. Hier hatte man am Neujahrstag das Bildnis der Gottheit in feierlicher Prozession vor die Stadt und wieder zurück getragen. Mit dem Einzug des Gottes begann das neue Jahr. Die gebrannten Platten des Pflasters sind unversehrt, als wären sie erst vor kurzer Zeit gelegt worden.

Ein Schild wies darauf hin, daß wir vor den Trümmern des Palastes von Nebukadnezar standen. War es hier, wo auf getünchter Wand Belsazar, Nebukadnezars Sohn, beim Festmahl die Geisterschrift las? »Mene, Mene, Tekel, U-pharsin«, was der Prophet Daniel allein als ein Warnzeichen für den baldigen Untergang des Reiches zu deuten vermochte.

In den Palastruinen traf ich eine Gruppe von Bagdader Archäologiestudenten, die sich allerdings wenig um die Spuren des Vergangenen kümmerten, sondern erregt über ein politisches Tagesereignis diskutierten. Als sie mich sahen, erinnerten sie sich ihres Faches und zeigten mir die Reste der hängenden Gärten der Semiramis, die in der Antike unter die sieben Weltwunder gezählt wurden. Deutlich kann man noch den künstlichen Unterbau der Terrassenanlagen erkennen.

Von dem anstoßerregenden Turm ist heute nur noch der negative Abdruck der Basis als eine Vertiefung in der Erde zu sehen. Der deutsche Archäologe Koldewey hat hier vor dem ersten Weltkrieg die Fundamente des Turmes ausgegraben, den Nebukadnezar II. auf den Trümmern früherer Ziggurate gebaut hatte. Die Bewohner des nahe gelegenen Städtchens Hille haben dann die freigelegten

Ziegel des Fundaments als Baumaterial für ihre Häuser herausgebrochen. Während die Bauherren vor Nebukadnezar meist nur luftgetrocknete Ziegel benutzt hatten, wurden an den neubabylonischen Bauten in größerem Umfange gebrannte Ziegel verwandt. Sie zeigen wenige Spuren des Zerfalls, so daß die ihnen eingedrückten Keilschriftstempel des Bauherrn heute noch von einem Kundigen leicht gelesen werden können.

Zwischen den Ruinen und dem Euphrat lagen Palmengärten, aus denen der Rauch einzelner Bauernhütten aufstieg. Kinder kamen die Schutthänge herauf, um uns gefundene Figürchen und Skarabäen zum Kauf anzubieten. Die Haare und Hände der kleinen Mädchen waren mit Henna rot gefärbt, um gegen den bösen Blick zu schützen und gleichzeitig schön zu machen. Sie verfolgten uns mit ihren sich übertrumpfenden Angeboten, bis sie plötzlich einen von der Regierung angestellten Ruinenwächter erblickten und flink wie Eidechsen in den Trümmern verschwanden.

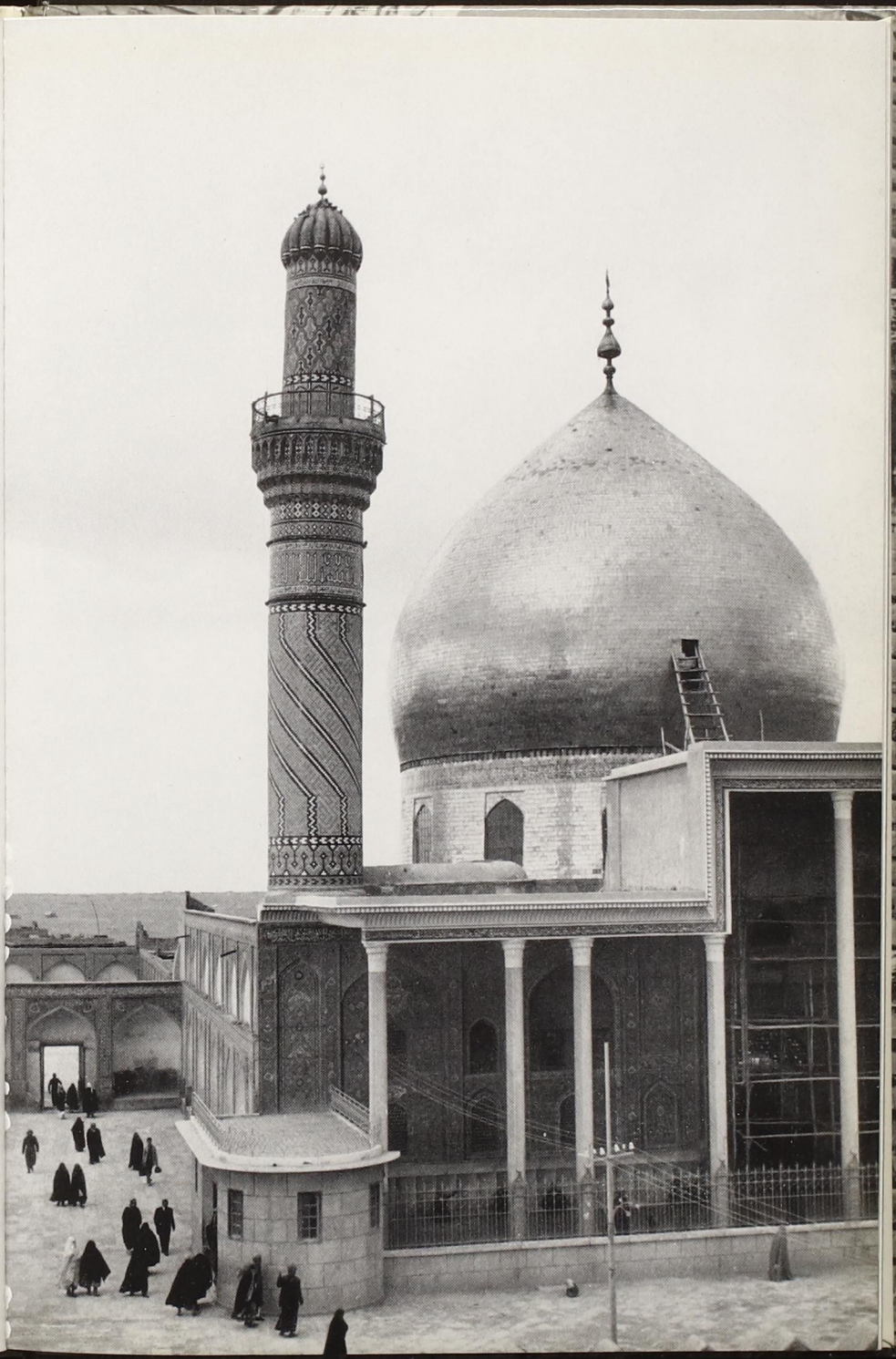
Am Euphrat

Das kultivierbare Land des Irak umfaßt zwei Regionen: im Norden einzelne fruchtbare Täler und das Gebirgsvorland, wo sich die Bauern auf ausreichenden Winterregen verlassen können; im Süden die weitaus größere Zone der Flußoasen, wo ohne künstliche Bewässerung jeglicher Anbau an der Trockenheit scheitern würde.

Das kostbare, lebenbringende Wasser vom Fluß auf die Felder zu bringen, das ist seit Jahrtausenden die große Sorge des mesopotamischen Bauern. Während in neuester Zeit Dieselpumpen diese Arbeit erleichtert haben, während die Regierung sich bemüht, durch den Bau von Kanälen und Staustufen riesige Bewässerungsprojekte zu verwirklichen, drehen sich am oberen Euphrat noch die alten hölzernen Wasserräder im Strom.

Der freundliche Polizist von Hit wollte mich durch die Palmengärten zu den Rädern führen. Scheu Abstand haltend folgte uns eine Schar neugieriger Kinder und beredete aufgeregt schnatternd das Erscheinen des ›Inglisi‹, des ›Engländers‹, wie in diesen Gegenden jeder halbwegs europäisch aussehende Fremde bezeichnet wurde.

9 Die schiitische Wallfahrtsmoschee von Samarra

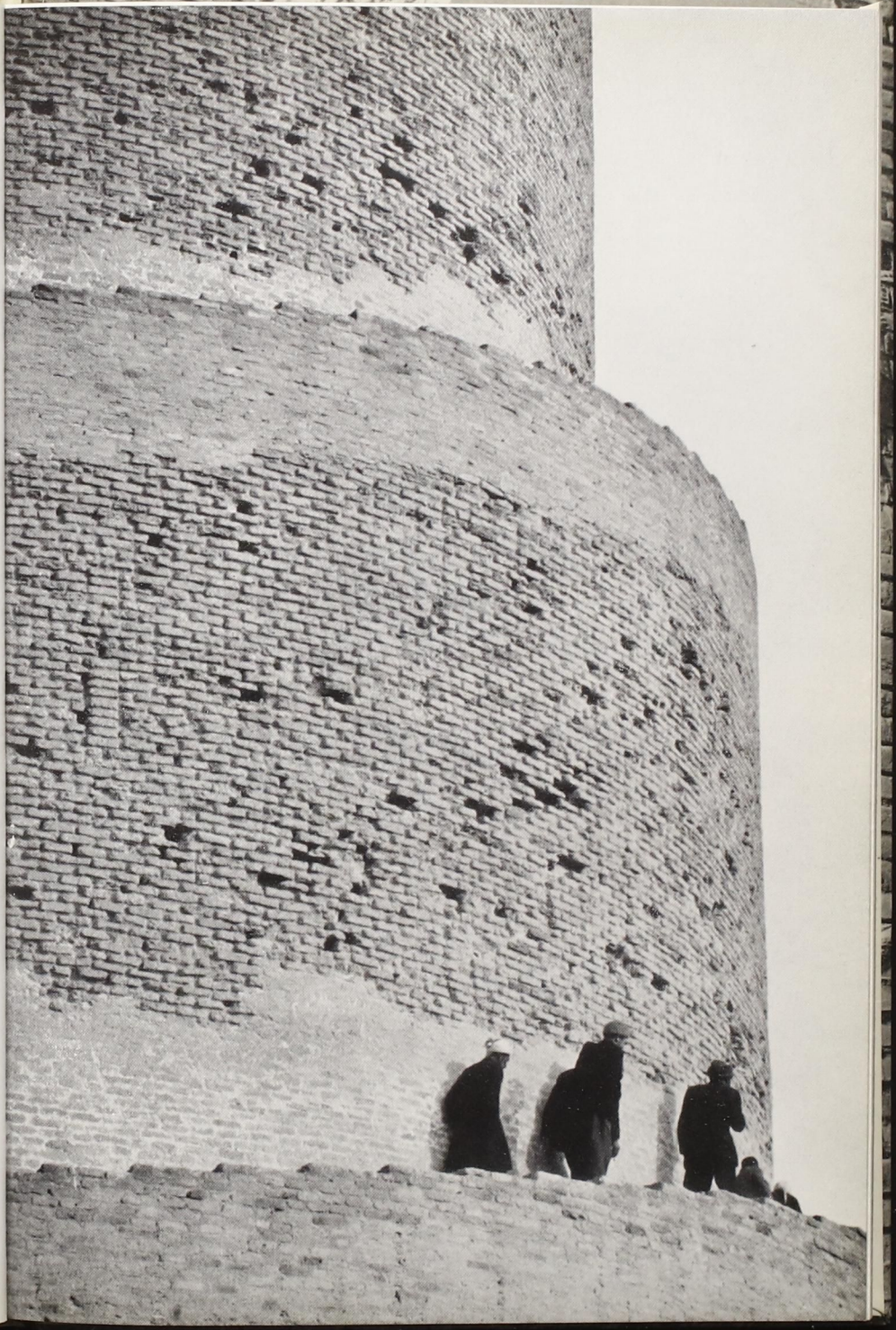


von Samarra

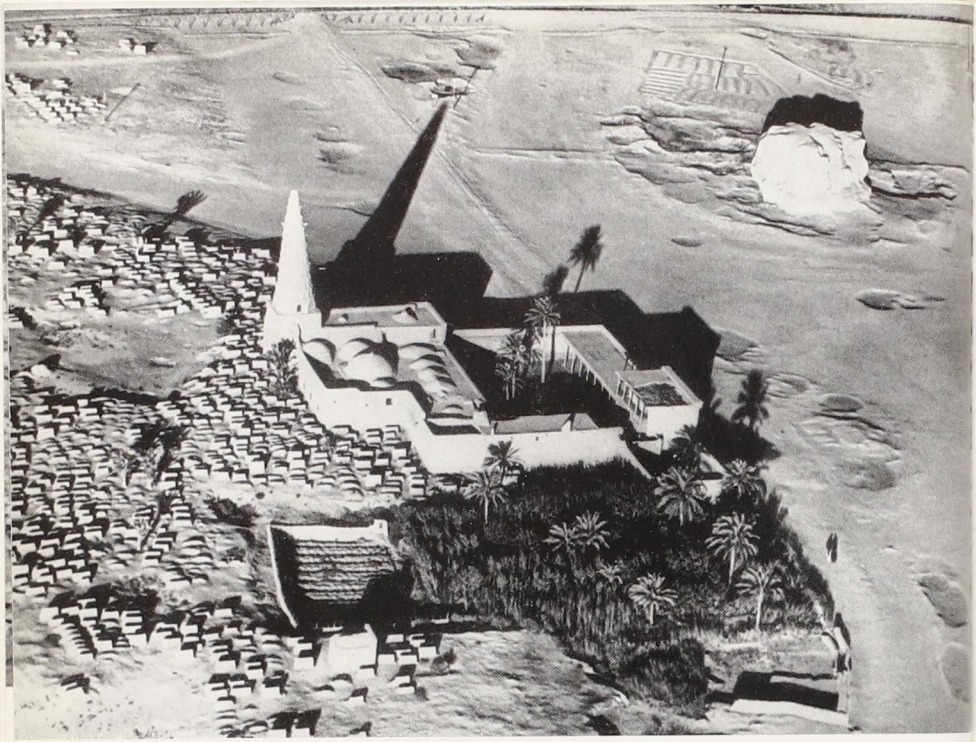
Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000089

10–11 Minarett und Umfassungsmauer der abassidischen Freitagsmoschee bei Samarra

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000090



Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000091



Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000092

Vom Fluß her hörte man Lärm, als würden mehrere Leichtmotorräder mit Vollgas laufen. Jetzt zeigte er also doch die neue Motorpumpe statt der alten Räder! Aber es war nicht so.

Langsam drehten sich gewaltige Räder, aus unbehauenen Stämmen des Eukalyptusbaumes und dicken Bastseilen konstruiert. Das Ächzen in den Gliedern des ungetümen Holzwerkes, das Reiben seiner Achsen in den ebenfalls hölzernen Widerlagern hatte ich für Motorenlärm gehalten.

Beim Bau dieser Räder wird kein Eisen verwendet, weil es im Wasser zu schnell rostet und auch zu teuer ist. An die Felgen hatte man seitlich längliche Tongefäße gebunden, die sich bei der langsamen Rotation in der Strömung mit Wasser füllten und sich oben in steinerne Rinnen entleerten, die man auf eigenem Mauerwerk an die Räder herangeführt hatte. Eine große und komplizierte Anlage aus primitiven Mitteln. Der Effekt war gering. Die Leistung eines halben Dutzend Räder, die in einer Reihe standen und deren Durchmesser ich zwischen sechs und acht Meter schätzte, war ein kleines Rinnsal, das sich im Schatten der nahen Palmen verlor.

Aber Tag und Nacht heben die Räder Krug für Krug das Wasser aus der Tiefe, rinnt das Bächlein, nach festem Zeitplan abwechselnd in die Gärten der beteiligten Bauern geleitet. Hier wird kein Kraftstoff benötigt, keine Wartung für Maschinen, hier hat menschliche Intelligenz lediglich die Energie der Strömung ausgenützt, um einiges von dem so reichlich vorbeifließenden Wasser auf ein höheres Niveau zu bringen. Der Fluß war überlistet. Er mußte mithelfen an seiner eigenen Ausbeutung. Die Milliarden lebender Zellen in den üppigen Gärten der Umgebung offenbarten den Sinn dieser monströsen Anlage.

Gleichmütig und träge floß der Euphrat zwischen den sich hinziehenden Säulenreihen der Palmen. Hunderte Kilometer bis zum Persischen Golf würde es immer das gleiche Bild sein, ein schmaler Streifen grünen Landes auf beiden Seiten; gelegentlich würden die Palmen Getreidefeldern weichen; die Wüste würde hier und da bedrohlich nahe rücken; aber Strom und Mensch arbeiten zusammen, daß sie nicht Herr über das Land werde.

12 *oben: Friedhof mit Grabmal eines heiligen Scheichs*
unten: Die goldene Moschee von Kadhamia

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000093

Ein weißes Segel auf dem Fluß. Daß es sich stromaufwärts bewegte, stellte man nur fest, wenn man einige Zeit nicht hingesehen hatte und sich dann über den veränderten Standort wunderte. Welche Fracht wurde hier so gemächlich transportiert?

Ein anderes Kuriosum von Hit ist die Pechquelle am Rande der Wüste. In einem kleinen Krater steigen mit dem Wasser Erdgase und breiige Teerfäden aus dem Innern der Erde nach oben. Schon die Babylonier kannten diese Quelle, schöpften von Zeit zu Zeit die an der Oberfläche schwimmende Teerschicht ab, formten sie zu Klumpen, die sie in den Euphrat warfen. Zweihundert Kilometer weiter südlich fischte man in Babylon den Teer aus dem Wasser. Man verwendete ihn als Mörtel zwischen den Ziegeln oder für das Zusammenkitten zweier Teilstücke einer Plastik. Heute noch dichten die Fischer ihre Boote mit dem so gewonnenen Bitumen ab.

An der Quelle spielten Halbwüchsige, die sich einen Spaß daraus machten, brennende Streichhölzer in den Quellkrater zu werfen. Das in Blasen aufsteigende Erdgas entzündete sich und geisterte violett flammend über der düsteren Wasserfläche hin und her.

Am Ausgang von Hit wies ein Schild flußaufwärts nach dem syrischen Aleppo; eine Route, die heute nur noch selten benutzt wird, auf der aber noch vor wenigen Jahrzehnten die großen Karawanen von den Mittelmeerhäfen nach Bagdad und weiter ostwärts zogen. Der dem Flußlauf folgende Weg garantierte die ständige Nähe einer Wasserquelle für die unzähligen Tragtiere. Erst die Erfindung des Benzinmotors machte den Gütertransport größeren Umfangs quer durch die Wüste möglich.

Berichte aus dem 19. Jahrhundert schildern auch die abenteuerlichen Fahrten unternehmender Engländer, die sich auf Flößen und Booten der Händler euphratabwärts treiben ließen. Man band aufgeblasene Ziegenhäute zusammen, lud Holz aus türkischen Wäldern darauf, das im baumarmen Süden verkauft werden sollte. Menschen, Tiere und Waren fanden noch Platz und wurden Tage und Wochen von dem Strom getragen. Wenn das Holz und die übrigen Güter verkauft waren, wurden die Ziegenhäute für den nächsten Transport wieder nordwärts gebracht. Was war schon ein Tag, eine Woche?

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000094

Heilige Städte der Schiiten

Nedschef und Kerbela

Als Mohammed im Jahre 632 starb, war die Frage seiner Nachfolge nicht eindeutig geregelt. Zunächst übernahm sein Schwiegervater Abu Bekr das Kalifat, das heißt die Statthalterschaft des Propheten; er bestimmte Omar, den mächtigen Organisator des islamischen Großreiches, zu seinem Nachfolger. Als dieser 644 in Medina ermordet wurde und Othman, der Mann der ältesten der beiden Töchter Mohammeds, Kalif wurde, entstand ein folgenschwerer Streit unter den Gläubigen. Ali, der Neffe Mohammeds und Mann seiner jüngeren Tochter, glaubte sich mehrmals im Kalifat übergangen; seine Anhänger betrachteten ihn und seine beiden Söhne als die einzig legitimen Nachfolger des Propheten und beseitigten Othman.

Die frühe Spaltung der Moslems hatte aber auch einen theologischen Aspekt: Während die Anhänger Abu Bekrs und seiner Nachfolger außer den 114 Suren des Korans auch die mündlich überlieferten Äußerungen des Propheten (arabisch Sunna) als Glaubensgut ansahen, ließ die ›Partei‹ (arabisch Schi'a) des Ali nur die Schrift zu. Der Nachfolgestreit mit seinen theologischen Konsequenzen ist der Ursprung der beiden großen Gruppierungen des Islam in Sunniten und Schiiten.

Der religiöse Anspruch auf den Besitz der absoluten Wahrheit paart sich immer und überall schnell mit brutaler Gewalt, um diese Wahrheit durchzusetzen. Religionskriege sind das teuflische Resultat dieser Verquickung von Machtstreben, unbedingtem Glauben und religiösem Fanatismus. Die leidvolle Auseinandersetzung zwischen Sunniten und Schiiten hatte ihre Hauptstationen in Mesopotamien, das von Omar 637 für den Islam erobert worden war.

Der Kalif Ali wurde 661 in der großen Moschee von Kufa durch Dolchstöße sunnitischer Verschwörer umgebracht. Sein Grab wird

in Nedschef verehrt. 680 kam es bei Kerbela zur Schlacht zwischen den Truppen seines Sohnes Hussein und dem Heer der sunnitischen Omayaden. Hussein fiel in die Hände der Sunniten und wurde mit seiner Familie in der entsetzlichsten Weise massakriert.

Die drei nahe beieinanderliegenden Städte Kufa, Kerbela und Nedschef sind bis heute schiitische Wallfahrtsorte, zu denen seit Jahrhunderten Pilger aus Persien, Pakistan und Indien kommen, um an den heiligen Gräbern zu beten oder in ihrer Nähe begraben zu werden. Die Scheidelinie zwischen den beiden Konfessionen läuft quer durch den Irak; doch hat sich in den großen Städten wie in Europa eine konfessionell gemischte Bevölkerung gebildet. Generell aber kann man feststellen, daß die Moslems in den islamischen Ländern östlich des Tigris schiitisch, die weiter westlich liegenden sunnitisch sind.

So offen diese Städte den Schiiten aller Farben und Rassen sind, so abweisend sind sie noch allen Ungläubigen gegenüber. Mehrmals hatte ich die Fahrt nach Kerbela verschoben, weil mir Freunde geraten hatten, nicht während des Ramadans oder einem der mehrtägigen Feste dorthin zu reisen. Für Europäer könne es gefährlich werden, weil der religiöse Fanatismus der Bevölkerung leicht entzündbar sei. Selbst Sunniten ließen sich an bestimmten Festtagen ungern dort sehen. Noch im vorigen Jahrhundert war es für Nichtmoslems überhaupt unmöglich, einen der Orte zu betreten. Der Besuch einer Moschee ist auch heute noch für Ungläubige strikt untersagt. Würde man in arabischer Verkleidung dennoch eindringen und entdeckt, gäbe es einen Sturm gewalttätiger Entrüstung. Angeblich sind schon mehrere Europäer von Versuchen dieser Art nicht mehr zurückgekehrt.

Die Straße nach Kerbela führt an den Ruinen von Babylon vorbei, über das kleine Städtchen Hille mit seinem malerischen Kanal. Frauen kauerten am Ufer und wuschen im trüben Wasser Gemüse, das auf den Markt gebracht werden sollte. Ein Junge trieb eine Herde Wasserbüffel zum Morgenbad. Eine Zeitlang sah ich den lässigen Hantierungen des Fährmanns zu, der dann und wann einige Leute über den Kanal ruderte. Ich bekam Lust zu einer Bootsfahrt und fragte ihn, wo man für eine Stunde einen Kahn mieten könne. Sofort bot er mir an, daß er selbst mich in seinem kleinen Fährschiff fahren wolle. Da wir uns über den Preis einig wurden,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000096

stellte der Mann seinen bescheidenen Fährbetrieb ein und dirigierte das Boot hinaus in die Palmenwälder.

Der Kahn glitt über das fast stehende Gewässer. In die Schneise, die der Kanal durch das Grün der Palmen schnitt, brach das ungetrübte Blau eines wolkenlosen Dezemberhimmels. Lange Intervalle zwischen zwei Ruderschlägen, in denen man nur das Aufschlagen der Wassertropfen hörte, die sich vom hochgehaltenen Ruder lösten.

Als ich später wieder auf der Straße nach Nedschef war, hatte sich etwas geändert; nicht nur in der Stadt, auch überall unterwegs in den Dörfern standen Männer im Feststaat am Straßenrand. Wo der Weg nach Nedschef abzweigte, hielten sogar einige Lastwagen, die Araber aus den Gegenden weiter südlich gebracht hatten. Man erwartete die Leiche eines früheren Generals aus einer der angesehensten Familien des Irak. Sie wurde an diesem Tage nach Nedschef überführt.

Nur Männer waren zu dieser Demonstration der Volkstrauer gekommen. Auch in den Taxis, die mit primitiven Holzsärgen auf dem Dach den großen Friedhöfen bei Nedschef und Kerbela zueilten, sah ich meist nur eine männliche Trauergesellschaft der feierlichen Beisetzung zustreben.

Vor Kufa führte eine schwankende Pontonbrücke über einen breiten Nebenarm des Euphrat. Die reiche Vegetation der Dattelpalmen, Orangen- und Granatapfelbäume auf beiden Seiten des Flusses ließ die Vorstellung nicht zu, daß wenige Kilometer weiter die Wüste herrschte.

In Kufa spürte man schon die abweisende Haltung dem Fremden gegenüber. Vom Wagen aus wollte ich mir die schönen Kacheln an der neuen Torfassade der großen Moschee betrachten. Ein Passant rief einen Polizisten herbei, der meine Papiere prüfte und mir dann schroff bedeutete, weiterzufahren.

Als Residenz Alis und Hauptstadt der Schiiten war Kufa eine der wichtigsten Städte des Irak. Aber als Bagdad Sitz des Kalifats wurde, sank seine Bedeutung rasch. Heute hat es nur noch fünfzehntausend Einwohner.

Mit dem Namen Kufa verbinden die Moslems nicht nur die Erinnerung an den Tod des Kalifen Ali, sondern auch die Legende,

nach der ein Schrein in der großen Moschee die Stelle bezeichnet, wo die Arche Noahs zum erstenmal nach der großen Flut den Boden berührt haben soll.

Eine andere Legende will erklären, warum das Grab Alis nicht am Platz seiner Ermordung, sondern in Nedschef ist. Ali habe seinen nahen Tod vorausgeahnt und seinen Anhängern befohlen, seinen Leichnam auf den Rücken eines Kamels zu binden, dem man freien Lauf lassen solle. Wo es stehenbleibe, dort solle man ihn begraben.

Nichts kann und soll der Mensch von sich aus bestimmen wollen, nicht einmal den Ort seines Grabes. Allah wird das den Leichnam tragende Kamel schon an den rechten Ort leiten. Kismet.

Während des Kalifats der Omayaden wurde die Begräbnisstätte des verehrten Märtyrers geheimgehalten, weil die Schiiten ihre Schändung fürchteten. Als dann in abassidischer Zeit die erste große Moschee über dem Grab Alis errichtet wurde, begann der Strom schiitischer Pilger. Nicht nur die Lebenden kamen; auf Kamelkarawanen, in Säcken eingenäht, kamen von weit her die Toten, damit sie in der Nähe des heiligen Grabes beerdigt würden. So wurde Nedschef gleich Kerbela eine Stadt, die von den Toten lebte, denn die priesterlichen Verwalter des geweihten Bodens ließen sich das Anrecht auf ein Stückchen Erde mit barer Münze bezahlen.

Verheißungsvoll grüßt die goldene Kuppel von weitem die Pilger; aber trostlos ist es, sich der Stadt zu nähern durch den breiten Gürtel der riesigen Friedhofsfelder. Kein Baum, keine Blume, keine Statue schmückt die Gräber; keine Inschrift bezeichnet Namen und Herkunft; Tausende aus einfachen Backsteinen gemauerte Tumben bedecken die Grabflächen, nur hier und da ein kleiner Kuppelbau; das meiste schon wieder im Verfall, denn die Steine zerbröckeln schnell im trocken heißen Klima. Bei älteren Gräbern verrät nur noch eine kleine, dunkler gefärbte Erderhöhung, daß hier eine Backsteintumba gestanden hatte. Die Sitte, über die ganze Grabfläche Steine zu legen, kommt vermutlich von den durch die Wüste streifenden Nomaden. Man wollte den Leichnam vor Schakalen und anderen aasfressenden Tieren schützen.

Es gibt Friedhöfe in Europa, die zu durchwandern fast erholsam ist; rührende Gärten der Pietät, der Liebe und des Glaubens. Aber hier waren die Toten zurück ins Namenlose gesunken. Der Moslem kennt auch den Toten gegenüber keine pflegende Fürsorge; die

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000098

Toten sind sich selbst und Allahs Güte überlassen. Was nützt schon der Kult an den Toten? Allah kennt sie alle und wird ihnen ein gerechter Richter sein. Die wahrhaft Gläubigen werden dann ewig in den Gärten des Paradieses wohnen, die von Wasser durchflossen sind, und in denen schöne, unberührte Mädchen den frommen Helden erwarten.

Als ich vor dem Moscheehof den Wagen parken wollte, tauchten ein Soldat mit Maschinenpistole und ein Zivilist im langen, bis zu den Knöcheln reichenden Hemd auf, der sich als Geheimpolizist auswies, meine Pässe prüfte und dann bestimmte, daß er mich bei meinem Gang durch Nedschef begleiten werde, während der Soldat das Auto bewachen solle. Dies alles geschehe nur zu meinem Schutz.

Wortlos schritten wir durch die engen Basargäßchen. Nur dann und wann rief mein Leibwächter einem bekannten Händler zu, daß ich nicht ein Engländer, sondern ein ›Almani‹ sei. Während ich sonst beim Gang durch einen Suk immer wieder angeredet wurde und Händler versuchten, mich zu Besichtigung und Kauf einzuladen, war hier ganz allgemein mehr Zurückhaltung zu spüren. Selbst die Neugierde wurde nicht so offen gezeigt wie sonstwo.

Vor dem Tor zum Innenhof der Moschee stand eine Gruppe junger Priester; hagere Gesichter unter schwarzen und grünen Turbanen. Ihre Würde ließ es nicht zu, den im europäischen Anzug auffälligen Fremden zu beachten. Überall sonst im Irak hätte man das Gespräch unterbrochen; aber Nedschef und Kerbela sind Hochburgen der konservativ-distanzierten Haltung; in ihren Koranschulen und theologischen Fakultäten wird alte islamische Tradition bewahrt gegen den Ansturm der modernen Nivellierung.

So abweisend alles auf den Fremden wirkte, hatte es dennoch etwas Imponierendes. Nicht nur die Gesichter in dieser Stadt, selbst die Kleider ihrer Einwohner hatten mehr Charakter. Und war es nicht sympathisch, daß sich diese Menschen vor der Neugierde der ungläubigen Ausländer schützen wollten? Hatten sie nicht einen richtigen Instinkt dafür, daß der heilige Ort eines Mysteriums die Neugierde nicht zuläßt? Und hier werden noch blutige Mysterien ekstatisch gefeiert. Der Tod Alis und Husseins ist gegenwärtig.

An ihren Gedenktagen wälzen sich Prozessionen durch die engen Straßen der beiden Städte. Man beweint das unglückliche Schicksal

Alis und seiner Söhne Hussein und Hassan. Ihre Passion wird dargestellt. Eine enthauptete Leiche wird durch die Stadt getragen, vom wehklagenden Schrei der Massen begleitet. Die Ergriffenheit steigert sich, bis einzelne Gruppen ihre Gewänder abreißen und sich mit Fäusten und Geißeln blutig schlagen. Keinem Europäer ist zu raten, an diesen Tagen zu den Wallfahrtsstätten zu reisen. Selbst sunnitische Moslems sollen bei solchen Prozessionen schon in Stücke gerissen worden sein; sühnende Rache für den grausamen Tod der heiligen Märtyrer.

Die Goldene Moschee von Kadhamia

Adhamia und Kadhamia sind zwei nördliche Vororte Bagdads rechts und links des Tigris, die durch eine Brücke miteinander verbunden sind. Diese Brücke, von der man einen herrlichen Blick flußaufwärts zu den Palmengärten auf beiden Seiten des Stromes hat, mußte öfter vom Militär gesperrt werden, weil die Streitereien zwischen den Vororten in einen Bürgerkrieg auszuarten drohten. Die Leute von Adhamia waren Sunniten und zählten zu den fanatischsten Nationalisten. Hier hatte die panarabische Baath-Partei eine zahlreiche Anhängerschaft. Kadhamia war dagegen schiitisch und galt zugleich als überwiegend kommunistisch.

In Bagdad konnte man schon vom Wohnort auf die politische Tendenz des Betreffenden schließen. »Sage mir, wo du wohnst, und ich sage dir, welcher Partei du zuneigst.« Bestimmte Straßenzüge waren als kommunistisch, andere als nationalistisch bekannt. Es gab natürlich auch neutrale Viertel.

Wie kam es zu dieser Schachbretteinteilung? Hatte in einem Viertel eine politische Gruppe einmal ein Übergewicht, so machte sie den Gegnern ihrer Gesinnung, die noch in ihrer Nachbarschaft ausharrten, das Leben so schwer, daß die Familien bald gern ihre Wohnung wechselten und in Viertel ihrer Gesinnungsgenossen zogen. So hatten sich in recht kurzer Zeit rein kommunistische und rein nationalistische Wohnbezirke gebildet, die ihren Einwohnern auch einen gewissen Schutz vor Übergriffen politischer Gegner gewährten.

Da gab es kommunistische Teestuben, in die sich kein Nationalist

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000100

hineinwagte; und umgekehrt nationalistische Lokale, die gegen jeden Spion abgeschirmt waren. Kassems jeweilige Tendenz konnte man oft daran ablesen, welche Lokale er für einige Zeit schließen ließ.

Der Fremde wundert sich zunächst, wie sicher in der Millionenstadt einer den anderen politisch klassifizieren kann, ohne ihn direkt zu fragen. Man muß nur den Namen seiner Familie, deren Wohnort und deren Freunde erfahren, dann weiß man Bescheid. Auch die politische Gesinnung ist eben nicht Sache des einzelnen, sondern der Familie, der Clique. Will jemand den Schutz der Großfamilie, so muß er sich auch zu deren Gesinnung bekennen. Ein zartes Mädchen aus einer vornehmen Bagdader Familie sagte mir einmal ganz ohne Pathos, sie würde jeden ihrer Brüder mit eigener Hand niederstechen, wenn er sich eines Tages als Kommunist zeige. Einige Jahre Gefängnis seien da nicht schlimm, da sie wisse, die Zustimmung ihrer ganzen Familie hinter sich zu haben.

In Kadhamia liegt nun eine berühmte Wallfahrtsmoschee der Schiiten, die Goldene Moschee, so genannt wegen ihrer vergoldeten, über Palmenhaine weithin leuchtenden Kuppeln, die über den Gräbern zweier schiitischer Imams erbaut sind. Es sind Mussa el Kassan (gest. 801) und sein Enkel Mohamed el Gawan, der letzte der zwölf schiitischen Imams, wie die priesterlichen Oberhäupter dieser Sekte eine Zeitlang genannt wurden.

Wenn ich Kadhamia besuchte, lief ich das letzte Stück Weg zur Moschee durch eine belebte Basargasse zu Fuß. Hier trugen mehr Frauen den vollen Gesichtsschleier als in der Bagdader Innenstadt, wo er nur noch selten zu sehen war. Auch sah man nicht so viele europäische Anzüge.

Wie die vergoldeten Spitzen von zwei riesigen Bomben ragten die Kuppeln in den morgendlichen Himmel. Vier Minaretts standen als schlanke Wächter im Rechteck. Die äußere Halbkuppel des Hauptportals reflektierte mit silbrigen Stalaktiten wie mit gekrümmten Spiegeln das überreiche Licht. Entlang der Mauer, die den großen rechteckigen Hof der Moschee umfaßte, führten spitzbogige, schattenspendende Arkadengänge.

Vor allem die Stiftungen persischer Pilger haben die reiche Ausschmückung dieser Wallfahrtsmoschee ermöglicht. So hat im 19. Jahrhundert ein Schah die Moschee auf seine Kosten im persi-

schen Geschmack restaurieren lassen. Wegen des großen Pilgerstromes aus Persien, der nach der irakischen Revolution allerdings fast ganz unterbrochen wurde, weil der Schah eine Infizierung seiner Untertanen mit dem Bazillus der Revolution fürchtete, war Kadhamia früher auch ein bekannter Handelsplatz für Teppiche. Die Pilger brachten ihre eigenen Gebetsteppiche mit und verkauften sie am Ziel ihrer Wallfahrt, um Mittel für ihren Aufenthalt dort zu bekommen. Auch findet man heute noch in den Suks der schiitischen Wallfahrtsorte viele persische Silberschmiede.

Von einer intimeren Einrichtung für die frommen Pilger konnte mir nun wieder mein fast sechzigjähriger Boy Hussein erzählen. Den Wallfahrern, die von weit her ohne ihre Frauen gekommen seien, könne man doch den mehrtägigen oder gar mehrwöchigen Aufenthalt am Ziel ihrer Pilgerschaft nicht ohne Frauen zumuten. Es gebe daher eine Reihe persischer Frauen in Kadhamia, die von vermögenden Pilgern ordnungsgemäß, jedoch auf Zeit geheiratet werden könnten. Es würde ein regelrechter Vertrag aufgesetzt, worin festgelegt sei, was der Mann für eine Ersatzfrau zu zahlen, wie lange und welche Dienste diese Frau für den ihr vorübergehend Angetrauten zu leisten habe. Diese Perserinnen seien geachtet wie alle anderen Frauen und seien keineswegs ›Töchter des Windes‹, wie die Araber käufliche Dirnen gelegentlich bezeichnen.

Hussein schwärmte öfter von der Schönheit dieser persischen Frauen und bedauerte, daß ich kein Moslem sei, um mir in Kadhamia eine Frau auf Zeit mieten zu können. Ich mußte annehmen, daß er sich schon dieser großherzig mildtätigen Einrichtung bedient hatte, obwohl er selbst im Laufe seines Lebens mit sieben Frauen regulär verheiratet gewesen war und das Häuschen seiner Familie nur eine knappe Stunde Fußmarsch von Kadhamia entfernt lag.

Beim Rundgang um die äußere Umfassungsmauer Blicke in das labyrinthische Zickzack der im Häusergewirr sich verlierenden Gassen; dann wieder ein Blick durch hohe Tore in den Innenhof der Moschee. Kinder spielten dort zwischen den Gläubigen, die zum großen Portal drängten. Unter den schattigen Arkaden hatte ein bärtiger Priester seine Schülerschar versammelt, um sie das Koran-Singen zu lehren. An den Brunnen und Wasserbecken wusch man sich Arme, Füße und Gesicht, wie es die fromme Vorschrift verlangt, wenn man zum Gebet in die Moschee geht. In einer an-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000102

deren Ecke des Hofes hatten sich Frauen zu einem Schwatz niedergelassen.

Ich kam an einer Zahnarztpraxis vorbei; ein offener Stand wie alle anderen Verkaufsläden. Auf der Gasse standen einige Männer, wohl die Freunde des bedauernswerten Patienten, und schauten diskutierend den Hantierungen des Zahnklempners zu, der hemdsärmelig mit ein paar recht altmodischen Instrumenten an dem Patienten auf dem Küchenstuhl herumoperierte. Es war wohl ein Pilger aus der Wüste, der den Gang in die moderne Zahnklinik von Bagdad nicht gewagt hatte, wo an den teuersten Behandlungsstühlen die jungen Zahnärzte des Irak ausgebildet werden.

Eine andersgeartete Behandlung konnte ich wenig später beobachten: ein Priester stand mit dem Koran vor einem jungen Ehepaar, das offensichtlich vom Land kam und in irgendeiner Angelegenheit den Rat des geweihten Mannes suchte. Salbungsvoll las er ihnen einige Sätze vor und redete dann lebhaft auf sie ein. Beide standen still da und hörten sich mit gesenktem Kopf die wortreiche Predigt an.

Samarra, Freitagsmoschee am Rande der Wüste

Kurz vor Samarra mußten wir anhalten; eine Gruppe von Zivilisten hatte eine Straßensperre errichtet, um bei allen stadteinwärts Fahrenden zu prüfen, welche Farbe ihre Schuhe hatten. Braun und Rot galten als kommunistische Farben. Wer so beschuht war, mußte entweder draußen bleiben oder barfuß in die Stadt laufen.

Die Einwohner sind die schärfsten Gegner der Kommunisten im Irak und geben sich als Panarabisten. Vor einiger Zeit hatte man hier einen Diplomaten aus einem Staat des Ostblocks gezwungen, seinen roten Skoda zu verlassen, und den Wagen mit Hilfe einer Dampfwalze total demoliert.

Unser Ziel war die alte zerstörte Freitagsmoschee am Stadtrand und die Reste der Kalifenresidenz über der Flußniederung des Tigris.

836 hatte der Kalif Motassim seinen Regierungssitz von Bagdad nach Samarra verlegt. Nur knapp ein halbes Jahrhundert spielte die Stadt diese Rolle, aber in dieser Zeit wurde aus der von Christen bewohnten Kleinstadt eine imponierende Residenz, die sich dreißig

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000103

Kilometer am Tigris entlangzog. Während in Bagdad nur noch spärliche Reste von den Bauwerken der abassidischen Kalifen gefunden werden konnten, blieben in Samarra große Anlagen erhalten, deren Erforschung durch den deutschen Archäologen Herzfeld vor dem ersten Weltkrieg große Aufschlüsse über die Architektur der Abassiden brachte.

Der Sohn des Kalifen Motassim ließ die große Moschee bauen, deren Minarett eine Sehenswürdigkeit Mesopotamiens ist. Auf einem umfangreichen rechteckigen Sockel steht ein Rundturm, um den außen ein langsam ansteigender Weg in Form einer sich verjüngenden Spirale zur oberen Plattform führt. Es sieht aus, als habe man eine kolossale Schraube in den Himmel gebohrt. Wissenschaftler wollen in den wenigen noch erhaltenen Minaretts dieser Art späte Nachfahren der mesopotamischen Stufentürme aus sumerischer und babylonischer Zeit sehen.

Zwar rief kein Muezzin mehr von der Höhe die Gläubigen zum Gebet, aber von den Wänden des Umgangs warben flammende Parolen für Nasser und die panarabische Idee.

Innerhalb der Mauern, die, mit vorspringenden Rundtürmen versehen, festungsähnlich den Hof umgaben, spielten Jungen aus Samarra Fußball. Mehr als hunderttausend Gläubige konnten sich einst in dem gewaltigen Rechteck (180 m zu 260 m) zum Gebet versammeln. Wir rätselten, warum die mächtige Mauer auf beiden Seiten bis zu einer Höhe von zwei Metern sehr beschädigt, während die obere Hälfte der Ziegelsteinwand kaum zerstört war. Frühere Überschwemmungen des Tigris konnten es nicht gewesen sein, weil die Moschee zu hoch über dem Flußbett lag. Wahrscheinlich hatten die Bewohner der Umgebung lange Zeit die Mauer als einen Steinbruch für gute Ziegel betrachtet und sie herausgebrochen, so weit die Arme reichten.

Der Palast des Kalifen war auf einer natürlichen Terrasse über der Flußebene angelegt, wenige Kilometer nördlich vom heutigen Samarra entfernt. Wo das die Schloßanlage tragende Plateau in eine Böschung übergeht, die zur Tigrisniederung abfällt, steht die noch gut erhaltene Torhalle des Palastes. Wir schritten durch gewaltige Torbögen, und plötzlich breitete sich die weite Senke des Flußbettes vor uns aus, durch die der Strom und seine Altwasserarme glänzende Bänder zogen. Palmengruppen ragten aus dem fil-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000104

zigen Grün. Ein europäischer Barockfürst hätte seine Freude daran gehabt, am Abend aus dem Schloß herauszutreten und die bebaute Flußebene wie einen großen Garten zu seinen Füßen zu sehen.

Es war der erste Januar. Trotz der Regenzeit war es wärmer als an einem kühlen Julitag in Deutschland. Deutlich konnten wir in der Ebene unter uns an Bodenfärbung und kleinen Niveauunterschieden große Karrees ausmachen, die Reste der Teich- und Gartenanlagen des Palastes sein mußten. Unsere Phantasie malte in die leeren Karrees die Farbkompositionen exotischer Blumen und Baumblüten, ließ uns auf zierlichen Booten durch die Kanäle dieses Gartenparadieses treiben.

Die Ankunft einer Bagdader Großfamilie, aus deren Autos Radiomusik tönte, vernichtete unsere Bilder. Wir wanderten hinab. Fellachen ritten auf Eseln zur Feldarbeit. Vögel stoben mit aufgeregtem Schrei aus dem Gesträuch an den Rändern stehender Wasser. Ein Mädchen trieb ein paar Schafe zur Weide. Während sie mit der Abba den Mund vor dem Gesehenwerden schützte, wagte sie, neugierig kecke Blicke mit den blonden Männern zu wechseln. Wenn ein Mädchen sich unbeobachtet wußte, konnten die Augen oft so verwegen sprechen, daß man die Wirkung der jahrtausendealten Forderung nach strenger Isolierung und Verschleierung der Frau für oberflächlich halten mußte.

Stromabwärts standen die mächtigen Riegel der Flußbarriere, die eine deutsche Firma vor wenigen Jahren gebaut hatte. Es ist einer der modernen Schutzbauten gegen Frühjahrsüberschwemmungen, die bisher von Zeit zu Zeit Städte und Kulturland Mesopotamiens mit Verwüstung bedroht hatten. Da die Berge in den Zuflußzonen von Euphrat und Tigris seit Jahrtausenden kaum noch Wald tragen, stürzt das Schmelz- und Regenwasser, die letzten Krumen Erde mit sich reißend, durch die karstigen Seitentäler den großen Strömen zu. Gewaltige Überschwemmungen waren die Folge im südlichen Flachland, das als junges Schwemmland wenig höher als das normale Flußniveau liegt.

Im Britischen Museum kann man eine persische Miniatur aus dem 15. Jahrhundert sehen, die eine Überschwemmung der Stadt Bagdad darstellt. Paläste und Moscheen sind von Wasser umspült, aus dem hilfesuchende Menschen die Hände hochrecken. Ein viel früheres Zeugnis einer mesopotamischen Flutkatastrophe ist

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000105

uns allen vertraut: die Sintfluterzählung im Alten Testament. Bei archäologischen Ausgrabungen im Süden Mesopotamiens stieß man auf abgelagerte Lehmschichten, die von gewaltigen Überschwemmungen in der frühen Geschichte des Landes zeugen.

Die moderne Technik möchte ähnliche Katastrophen unmöglich machen. In den Bergen werden Staudämme gebaut, hinter denen sich im Frühjahr ein Wasserreservoir auffüllen soll, dessen Kapazität man nach Milliarden Kubikmeter berechnet. Die Barriere bei Samarra ist der letzte Riegel vor Bagdad. Hier wird Wasser, das am Unterlauf des Tigris gefährlich werden könnte, durch einen fünfundsechzig Kilometer langen Kanal in das Wadi Thartar geleitet. Diese natürliche Senke in der Wüste kann ungefähr das Doppelte des Bodenseeinhalts aufnehmen. Zunächst läßt man das Wasser noch in der Wüste versiegen und durch die Sonnenhitze verdampfen. Später sollen damit große Teile der Wüste bewässert und in Kulturland verwandelt werden.

Die Moschee des neueren Samarra ist eine der vier großen schiitischen Wallfahrtsziele, weil sie die Gräber zweier berühmter Imams birgt. Am Tor zum Moscheehof standen einige Priester; um den roten Fez hatten sie den grünen Turban gewunden; sie schauten gelassen dem Kommen und Gehen der Pilger zu, hier und da eine Auskunft gebend oder die Gabe eines Frommen in Empfang nehmend. Als wir uns näherten, trat einer auf uns zu, begrüßte uns herzlich in Englisch und wollte uns dann gleich auf das Dach eines benachbarten Hauses führen, damit wir den Innenhof der Moschee fotografieren könnten.

Europäische Besucher und deren Interesse am Fotografieren waren in der Vorstellung dieses Hüters eines islamischen Heiligtums untrennbar miteinander verknüpft. Als wir ihm aufs Dach folgten und dann doch keinen Fotoapparat unter der Jacke hervorzogen, wurde er ganz verwirrt, blickte uns skeptisch an und wollte uns schließlich gar nicht mehr erlauben, in Ruhe die farbig gekachelten Fassaden und das Hin und Her im Moscheehof anzusehen. Bevor er uns aber wieder in das Gäßchen führte, hielt er dann schließlich doch die Hand für ein Bakschisch auf. Seit jeher ist es eine gefährliche Versuchung für den Priester, den kurzen Weg vom Dienst am Heiligtum zum Broterwerb durch das Heiligtum zu gehen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000106

Versunkenes Sumer

Deutsche Archäologen in Uruk-Warka

Der Direktor des Deutschen Archäologischen Instituts in Bagdad hatte mich zu einem Besuch der Ausgrabungsarbeiten im südlichen Mesopotamien eingeladen. Professor L., der schon vor dem Kriege im Irak gearbeitet hat, sieht seine Lebensaufgabe in der Erforschung der sumerischen Stadt Uruk, deren Ruinenhügel heute von der Wüste umgeben sind. Das asketisch-abenteuerliche Leben dieses Wissenschaftlers ist bei jahrzehntelangem Aufenthalt im mesopotamischen Klima mit dem Risiko schwerer gesundheitlicher Schäden verbunden. Aber der deutsche Professor liebt dieses Land und seine Menschen wie kaum ein anderer unter den Europäern, denen ich im Irak begegnet bin. Er ist fasziniert von seiner frühen Geschichte, die nicht irgendeine unbedeutende Kulturstufe repräsentiert, sondern das Aufbrechen unseres Weltbewußtseins bedeutet.

Ein Keilschriftexperte und eine junge deutsche Wissenschaftlerin, deren spezielles Interesse der mesopotamischen Keramik galt, gehörten zum Mitarbeiterstab des Instituts. Für die Dauer einer Ausgrabungskampagne in den Wintermonaten – im Sommer ist der bloße Aufenthalt in Uruk auch ohne Arbeit schon unerträglich – kommen noch mehrere Archäologen und wissenschaftliche Hilfskräfte aus Deutschland. Das Heer der über zweihundert Arbeiter wird von zwei Nomadenstämmen gestellt, mit denen Professor L. seit vielen Jahren ein Abkommen getroffen hat.

Die Ausgrabungen der deutschen Archäologen in Uruk, das im Alten Testament als Erech bekannt ist, haben der orientalischen Archäologie wichtige Aufschlüsse über Architektur und Lebensweise der Sumerer gebracht. Die untersten Schichten, zu denen man bei Tiefgrabungen vorstieß, lassen sich bis ins 4. Jahrtausend v. Chr. zurückdatieren; die jüngsten Schichten stammen aus der Zeit des Hellenismus und der Partherherrschaft.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000107

To Sigomora, ein japanischer Archäologie-Student in Bagdad, der auf einem Tanker als Seemann nach Basra gekommen war, um im Irak Arabisch zu lernen, wollte mit mir nach Süden fahren, um die sumerischen Städte Uruk und Ur zu besuchen. Bis Samaua lief die Straße, die immer mehr in eine Piste überging, parallel zur Bahn Bagdad–Basra euphratabwärts.

Oft lag auf weiten Flächen ein weißer Schimmer wie von Schneefeldern. Es war Salz, der ›irakische Schnee‹, der neben dem Bewässerungsproblem eine Hauptsorge der Landwirtschaft ist. Der mesopotamische Schwemmboden ist zwar äußerst fruchtbar, aber er muß bewässert und gleichzeitig entsalzt werden. Die Wissenschaftler streiten sich noch über die Herkunft des Salzes; die einen glauben, daß es sich um Rückstände verdunsteten Meerwassers handelt; andere meinen, es sei die Folge einer falschen Bewässerung durch Jahrtausende hindurch; denn bei der starken Verdunstung reicherten sich auch die geringen Salzmengen des Flußwassers immer mehr im Boden an. Eine gute Bewässerung solle daher der Erde nicht nur Wasser bringen, sondern sie durchspülen und auf diese Weise die Salzrückstände herausschwemmen.

Der Irak könnte ein reiches Agrarland werden, das bei kluger Verwendung der Öleinnahmen eine ziemlich krisenfeste Wirtschaft besäße, wenn es durch hohe Investitionen gelänge, die beiden Probleme der Bewässerung und der Entsalzung großzügig zu lösen. Das Land mit seinen sieben Millionen Einwohnern ist unterbevölkert, könnte dann aber nicht nur die jetzige Bevölkerung, sondern wohl mehr als das Dreifache gut ernähren, vorausgesetzt, daß die dahin gehenden Anstrengungen nicht immer wieder von politischen Unruhen und wirtschaftlichen Fehlplanungen gestört oder gar unterbrochen werden.

Von Samaua aus lag Uruk irgendwo im Osten, achtzig Kilometer von der großen nach Süden führenden Piste entfernt. Auf der schmalen Krone eines Dammes, der das Land vor dem Flutwasser schützen soll, das im Frühjahr durch einen Kanal vom Euphrat in die Wüste abgeleitet wird, ging die holprige Fahrt an bebauten Feldern vorbei. Pferde und Esel liefen mit verbundenen Augen im Kreis und bewegten alte Schöpfwerke, die das für den Anbau notwendige Wasser aus dem Kanal hoben.

13 Araber in traditioneller Kleidung

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000108

er Kleidung

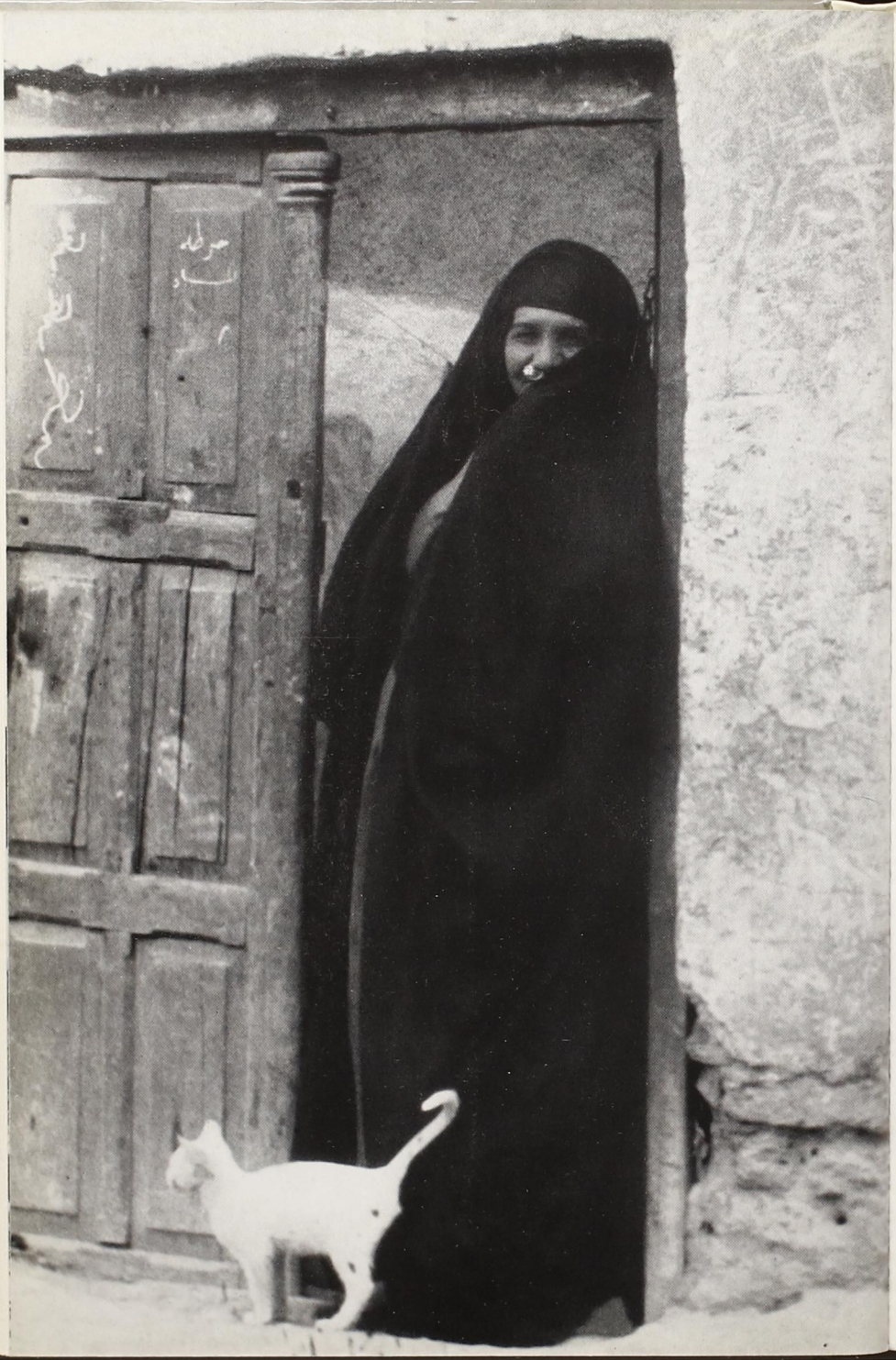
Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000109

14 *Alte Bewässerungsanlage am Rande der Wüste*

15 *Abassidische Palastruine von Ktesiphon*

16 *Kühner Flirt in einer Seitenstraße* →

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000111



Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000112

Nach einer Stunde lag die Wüste vor uns. Aber wohin sollten wir fahren, da sich die Spuren teilten? Wir wählten die südöstliche Richtung, wo nach meiner Schätzung Uruk liegen mußte. Die breit ausgefahrene Spur vor uns stammte wohl von den häufigen Fahrten des Volkswagenbusses, der von der Bahnstation Samaua Nachschub zum Ausgrabungsort brachte. Man hatte uns eingeprägt, daß wir auf keinen Fall von der vorgezeichneten Fährte abweichen sollten, auch nicht wenige Meter, weil wir sonst Gefahr liefen, im nichttragenden Sand und in lockeren Staubablagerungen steckenzubleiben. Die erfahrenen arabischen Chauffeure sähen es dagegen schon an der Bodenfärbung, wo der Grund trage und wo nicht.

Obwohl wir erst Ende Januar hatten, war die Luft so erhitzt, daß Spiegelungen uns die Illusion weiter Wasserflächen schufen, in denen Berge standen. Ein Gebirge schrumpfte schließlich nicht zusammen; es waren die Ruinenhügel von Uruk-Warka, die ungeheuer aus der sonst ebenen Wüste aufstiegen. Und dann sahen wir auch die schwarzen Zelte der Nomaden, die sich an der Grabungskampagne beteiligten.

Ein einstöckiger Bau, der einen großen Hof umschloß, bildete das Camp der Deutschen. Schlaf- und Arbeitsräume, Gästezimmer und der große Eßsaal für das gemeinsame Mahl lagen aneinandergereiht im weiten Viereck. Es war Sonntag. Man saß gerade beim Tee; Professor L. besprach den Arbeitsplan für die kommenden Tage.

Man darf es sich nicht zu romantisch vorstellen. Auch hier klagte man über eine anwachsende Verwaltungs- und Organisationsarbeit, die immer mehr Kraft und Zeit der eigentlichen Aufgabe raubt. Die Stunden der Arbeit und der Freizeit waren auch in der Wüste genau eingeteilt.

Die erste Führung durch das Ruinengebiet zeigte, daß die Archäologie schon lange kein Fach mehr für Ungeduldige ist, die die Erde nach verborgenen Kunstschätzen durchwühlen und ihr das Geheimnis von Jahrtausenden entreißen möchten. Gerade im Zweistromland, wo man immer wieder auf den Trümmern vorhergehender Perioden weitergebaut hat, wo die Städte langsam aus der Ebene heraus immer höher gewachsen sind, gerade hier hat die Archäologie am meisten Geduld lernen müssen. Die Schichten aus einer Zeit, über die man noch interessante Aufschlüsse erwarten

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000113

darf, liegen zuunterst. Aber kein Archäologe wird heute mehr auf den Gedanken kommen, die oberen, weniger aufschlußreichen Schuttlagen einfach wegzuräumen. Sorgfältig wird jede Schicht Zentimeter für Zentimeter freigelegt, Ziegel für Ziegel von geübten Händen herauspräpariert, vermessen und aufgenommen.

Professor L. meinte, daß nur derjenige für diese Arbeit tauge, der jeden Lehmziegel mit Ehrfurcht behandeln könne. Akribie und genaue karthographische Inventarisierung seien notwendig, weil das, was einmal aus den Ruinenhügeln freigelegt werde, bald zerfalle, wenn es Regen, Wind und Sonne ausgesetzt sei. Werde tiefer gegraben, müßten die oberen Schichten sogar für immer zerstört werden. Nach der Veröffentlichung der Ausgrabungsberichte und der aufgenommenen Karten könne sich jeder interessierte Forscher in der Welt ein Bild von der Situation am Grabungsort machen.

Ein zweiter Schritt ist dann erst die Deutung, für die einzelne Fundstücke wie Instrumente, Keramik, Keilschrifttäfelchen, Münzen äußerst wichtig sind, denn sie können den entscheidenden Aufschluß bringen im Zusammenhang mit dem schon einwandfrei gesicherten Wissensbestand.

Professor L. führte uns zunächst auf die Ziggurat, deren eigentliche Funktion im Kult eines Gottes man auch heute noch nicht genau kennt. Die Ziggurat von Uruk, aus luftgetrockneten Tonziegeln erbaut, ist einer der kultischen Türme Mesopotamiens gleich dem Turm zu Babel. Sie sind meist nicht in einer Bauperiode errichtet worden. Wie sich bei Querschnittsgrabungen herausstellte, wurden zum Beispiel bei der Ziggurat von Uruk um einen ursprünglichen Kern immer neue Mäntel aus Ziegelsteinen gelegt, die das Aussehen des Turmberges von Mal zu Mal verändert haben.

Von der Höhe konnten wir die ausgedehnte Stadtanlage überschauen. Weit draußen in der Wüste hoben sich die Reste der alten Stadtmauer als leichte durchgehende Bodenwelle ab. Unter den erklärenden Hinweisen des Archäologen verwandelte sich das Chaos von Mauerresten langsam zu einem geordneten System. Da lag der heilige Bezirk E-anna, wo man vor kurzem zahlreiche beschriebene Tontäfelchen gefunden hatte, die Aufschluß über die Wirtschaftsführung der Priester gaben. Da kamen Opferaltäre, Grabstätten, Zisternen und einfache Wohnviertel mit Straßen und Was-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000114

serleitungen zum Vorschein. Aber immer wieder gab der Gelehrte auch bescheiden zu, daß man dieses oder jenes noch nicht genau wisse. Man müsse warten, ob spätere Arbeit einen Aufschluß bringe oder ob es für immer im Dunkeln bleibe.

Versunkenes Sumer, dessen Reste hier mit viel Geduld und Intelligenz ans Licht gehoben werden. Aber ist es wirklich so versunken? Werden die Erfindungen dieser Zeit nicht durch die Jahrtausende weitergereicht? Wir dürfen nicht zu stolz auf neuzeitliche Errungenschaften sein. Schon vor fünftausend Jahren kannte man hier die exakte Berechnung in Algebra und Geometrie.

Professor L. zeigte uns den Hügel bei der Stadt, dessen Grundriß ein Pentagramm darstellt. Er vermutet dort den Sitz der Sternwarte, durch die Uruk als Stadt der Sternkundigen bekannt wurde. In ihrer Nähe sind die kleinen Grabhügel, in denen man die wundervollen goldenen Haarreifen fand, deren wiederhergestellter Glanz jetzt im Irakischen Nationalmuseum zu bewundern ist.

Auf dem Rückweg zum Camp trat ein junger Araber auf den Professor zu; er war erst in der vergangenen Nacht angekommen. Vierzehn Tage war er quer durch die Wüste gewandert, um zu den arbeitenden Angehörigen seines Stammes bei Uruk zu stoßen. Für die Zeit der Ausgrabung hatte sich dieser Stamm geteilt. Die größere Gruppe weidete irgendwo tief in der saudi-arabischen Wüste das Vieh, während der kleinere Teil mit wenigen für die Ernährung notwendigen Tieren für einige Monate nach Uruk gezogen war. Jeder, der nicht von Kind auf in der Wüste gelebt hat, wäre in der weglosen Unendlichkeit verloren. Aber er fand sich durch, von Zeltplatz zu Zeltplatz, lief nachts, sich nach den Sternen orientierend, wußte auch am Tage jedes Zeichen der Farbe oder Bodenveränderung in der Wüste zu lesen. Er wirkte keineswegs ermattet nach dem vierzehntägigen Marsch; am nächsten Morgen würde er wie die anderen zur Arbeit antreten.

Am Abend standen wir auf dem Flachdach des Campgebäudes. Die große Pracht eines südlichen Sternenhimmels war über uns ausgebreitet. Keine Wolke, kein Staub, kein Baum und kein Haus versperrten die Sicht. Nur das bald ferne, bald nahe Heulen der Schakale trübte von Zeit zu Zeit die Stille um uns, die dann nur noch mächtiger wurde.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000115

Warum war es gerade hier im flachen Schwemmland der beiden Ströme auf einer der geologisch jüngsten Formationen der Erde überhaupt zu der frühen Entwicklung einer hohen Zivilisation gekommen? Kein Wissenschaftler wird die wirklichen Gründe nennen können, warum plötzlich an irgendeinem Punkte der Erde ein Volk unruhig wird und, lange Gewohnheiten verlassend, sublimere und kompliziertere Formen des Daseins prägt. Es liegt tief im geheimnisvollen Wesen des Menschen verborgen. Die Wissenschaftler können vielleicht eine Reihe äußerer Umstände feststellen, die diesen Prozeß provoziert und in seinem Verlauf begünstigt haben mögen.

So hat man gesagt, daß die Kultivierung dieses äußerst fruchtbaren Bodens die Arbeit im großen Verbande forderte. Abwehr der Frühjahrsfluten und Bewässerung waren Aufgaben, denen der einzelne Bauer nicht gewachsen war. Damm- und Kanalbauten bedurften der weiterreichenden Planung und Organisation, verlangten die disziplinvolle Einfügung des einzelnen in ein übergreifendes Ganzes, erforderten schließlich schärfere Beobachtung, Berechnung und Aktion. Autoritär gelenkte Stadtsiedlungen waren für diese Landschaft und ihre Kultivierung geeigneter als weitverstreute Hof- und Dorfsiedlungen freier Bauern. Die Arbeitsteilung einer städtischen Gesellschaft hatte aber eine ganz andere Bildung des Bewußtseins zur Folge. Es entstanden kompliziertere Relationen des Rechts und der Wirtschaft, als dies in einer primitiven Agrargesellschaft jemals sein konnte. Und dennoch, das Land hat nicht diese frühe Zivilisation hervorgebracht, sondern die schöpferische Intelligenz und Energie der Einwanderer aus dem Osten, die die Möglichkeiten des zunächst doch noch sumpfigen Landes nach und nach erkannten und in ein ungeheures Werk der Kultivierung umsetzten. Die Menschen dieser frühen Jahrtausende, diese großen Erfinder, müssen von einem ungeheuren Drang zum Bauen, zum Werk beherrscht worden sein. Von der Natur mit Lehm, dem bildsamsten, aber auch unbeständigsten Stoff versehen, schufen sie fast alles aus dieser braunen Masse: die Häuser, in denen sie wohnten, die Tempel, in denen sie opferten, waren aus Lehmziegeln gebaut; die Töpfe für den täglichen Gebrauch, die Statuen ihrer Götter, das Spielzeug ihrer Kinder, das Material, in das sie ihre keilförmigen Schriftzeichen eindrückten, alles war aus dem gleichen Stoff ge-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000116

formt. Ich erinnerte mich an eine Strophe aus Rilkes Sonette an Orpheus:

Oh diese Lust, immer neu, aus gelockertem Lehm!
Niemand beinah hat den frühesten Wagern geholfen!
Städte entstanden trotzdem an beseligten Golfen,
Wasser und Öl füllten die Krüge trotzdem.

Ein anderes Material, das das Land noch bot, war Schilfrohr, das für den Häuserbau zu Matten geflochten wurde. Steine und Holz mußten importiert werden. Deswegen ist es frappierend, gerade hier schon sehr früh eine hohe Stufe der Steinschneidekunst anzutreffen. Im Museum von Bagdad steht eine 1,20 m hohe Alabastervase vom Ende des 4. Jahrtausends v. Chr., die sogenannte Kultvase von Uruk. Sie wurde vor wenigen Jahren von den deutschen Archäologen im Schatzhaus des E-anna-Bezirks gefunden. Auf mehreren um die Vase laufenden Friesen sind im Flachrelief opfernde Figuren dargestellt. Ein Werk von einer überraschenden Sicherheit des Geschmacks und einer großen Fertigkeit im Handwerklichen. Auch die vielen zylindrischen Rollsiegel, in die oft winzige Basreliefs eingeschnitten sind, beweisen, mit welchem Können man den Stein zu bearbeiten wußte.

Das Bedürfnis nach kunstvoller Ausstattung zeigt sich auch in der Architektur der sogenannten Urukperiode am Ende des 4. Jahrtausends. Säulen und Fassaden eines Tempels hat man mit dem sogenannten Stiftmosaik geschmückt. Die rohe Ziegelwand wurde mit einer Lehmschicht beworfen, in die dann kegelförmige bunte Terrakottastifte von Fingerdicke gesteckt wurden, und zwar so, daß die Grundflächen der nebeneinanderstehenden Stifte ein ornamentales Muster ergaben.

In den folgenden Tagen hatten wir Zeit, die Arbeit der Wissenschaftler und ihrer arabischen Hilfskräfte zu beobachten. Für das Auge des Laien ist es unfaßbar, wie aus diesem Lehmhaufen einzelnes Mauerwerk herauspräpariert werden kann. Alles hat ja auf den ersten Blick einerlei Farbe: die uralten luftgetrockneten Lehmziegel, der darüberliegende Schutt, der vom Wüstenwind darauf-

gewehte Lehmstaub, alles braun in braun. Die Männer gruben zunächst Zentimeter für Zentimeter den Schutt weg; Mauerwerk erkannten sie an der geringfügigsten Farbänderung und an der größeren Festigkeit des Materials. Die älteren Männer schälten es nur im groben aus dem Schutt heraus. Schon das war bewundernswert. Aber dann begann die Feinarbeit der kleinen Jungen, die oft nicht viel älter als sechs oder sieben Jahre waren. Es sah so aus, als spielten sie mit kleinen Kratzern, Besen und Schabeisen an der Wand herum, aber das Ergebnis war verblüffend. Aus einem braunen Lehmkomplex, an dem ich selbst bei schärfstem Hinsehen nichts hatte erkennen können, hatten sie nach einigen Stunden das Gemäuer mit all seinen Fugen, Beschädigungen und späteren Ausbesserungen herauspräpariert. Ich hatte zuerst den Verdacht, daß sie selbst ein Fugenmuster in die Wand einritzten; aber das konnte nicht sein, denn jeder der Kleinen begann an einer Ecke für sich zu schaben und zu kratzen, und dennoch fügten sich später ihre herausgefundenen Ritzen zu einem Ganzen. Sie hatten die besseren Augen und das feinere Gefühl. Es gab schon unter den Jungen Spezialisten, die für besonders kniffl ige und sorgfältig zu machende Arbeiten herangezogen wurden. Professor L. gestand, daß diese Kinder manches besser herausarbeiten konnten, als irgendein Archäologe es hätte tun können.

Auch das Erkennen kleiner lehmverkrusteter Fundstücke beim Wegschaffen des Schuttes erforderte eine ausgezeichnete Schärfe des Auges. Selbst beim kleinsten Stück wurde auf einem Begleitzettel genau vermerkt, wie und wo man es fand. Später nahm dann ein Assistent eine genaue Bestimmung des Fundes vor. Handelte es sich um eine beschriebene Tontafel, so wurde sie in den Arbeitsraum des Keilschriftgelehrten gebracht, der nach Reinigung und Präparierung eine erste Rohübersetzung des Textes lieferte.

Die Tontafeln wurden auch sofort fotografiert, damit der Text zusammen mit der Rohübersetzung den Keilschriftexperten in aller Welt durch Publikation zur Diskussion gestellt werden konnte. Die Entzifferung der rätselhaften Zeichen brachte diplomatische Korrespondenzen, Inventarlisten, Bankabrechnungen und mythische Erzählungen ans Licht.

Schon diese Schrift, die etwa um 2900 v. Chr. von den Sumerern erfunden und später zur allgemeinen Verkehrsschrift in Vorder-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000118

asien avancierte, zeugt von dem hohen Abstraktionsvermögen dieses Volkes. Mit einem Rohrgriffel wurden Zeichen in den Ton gedrückt, die sich aus keilförmigen Elementen zusammensetzten. Das ursprüngliche System der Keilschrift ist das einer Wortschrift, das heißt jedes aus Keilen zusammengesetzte Zeichen stellte ein Wort dar. Man mußte also ähnlich wie im Chinesischen bedeutend mehr Zeichen kennen, als dies in unserer Buchstabenschrift der Fall ist. Später entwickelte man allerdings aus den Wortzeichen Silbenzeichen, indem man nicht mehr auf die Darstellung einer Wortbedeutung achtete, sondern nur noch den Lautwert einer Silbe bezeichnete. Durch diese Änderung wurde die für das Sumerische erfundene Keilschrift auch für andere Sprachen verwendbar.

In der Nacht vor unserer geplanten Abreise kam Sturm auf. Während wir noch beim Licht der Petroleumlampe Karten und Beschreibungen des Südirak studierten, schmeckten wir es plötzlich auf der Zunge, fühlten wir es in den Augen: Der Wind brachte den feinen Staub aus der Wüste, der durch alle Ritzen drang. Am nächsten Morgen lag über dem Land ein milchiger Staubnebel, aus dem dann und wann ein paar vermummte Araber auftauchten, die Keffieh so um den Kopf geschlagen, daß nur ein kleiner Sehschlitz offenblieb; sie wollten fragen, ob gearbeitet würde. Aber man entschied, bis Mittag zu warten, da der vom Sturm dahingefegte Staub und Sand den Aufenthalt draußen recht ungemütlich und das Zeichnen im Freien unmöglich machten. Man riet uns dringend, das Nachlassen des Staubsturmes abzuwarten, weil wir sonst sehr leicht die Spuren und damit jede Orientierung in der Wüste verlieren könnten. Das Licht, von Milliarden allerfeinster Staubkörnchen in der Atmosphäre zerstreut, wirkte unheimlich. Dazu kam noch eine ganz ungewohnte Erfahrung: Wir kennen zwar Nebel- und Schneegestöber, die mit kühlerer Temperatur verbunden sind. Vor beiden können wir uns in warmen Räumen schützen. Aber dieser Staubsturm brachte zugleich eine für die Jahreszeit ungewöhnlich drückende Wärme mit sich, die gleich wie der Staub nirgendwo haltmachte, sondern in alle Räume eindrang. Der Kopf schmerzte, man schwitzte, und überall, wo man hinsah, wo man atmete, war Staub, ein feiner, mehliger, brauner Staub.

Am Nachmittag lichtete sich der Himmel ein wenig, obwohl der

Wind immer noch von Süden herkam. Mit den eindringlichsten Ermahnungen versehen fuhren To Sigomora und ich los; wir hatten uns vorgenommen, keinen Meter weiterzufahren, wo wir die Spur nicht mehr erkennen konnten. Kaum hatten wir den Windschutz der Ruinenhügel verlassen, als starke Böen den Sand so dicht über die Ebene fegten, daß wir keine drei Meter weit sehen konnten. Wir fuhren nur in den Pausen zwischen zwei Windstößen und blieben sofort stehen, wenn die Sicht durch neue Sandwehen genommen wurde.

Nach einer halben Stunde standen wir wieder vor der Einfahrt zum Ruinengelände. Wir mußten einer Wagenfährte gefolgt sein, die uns im weiten Kreis um das Ausgrabungsgebiet geführt hatte. Ich hatte um die Existenz dieser Kreisspur gewußt; irgendwo mußten wir die Abzweigung zum Damm hin verpaßt haben. Beim nächsten Versuch gelang es. Wir atmeten auf, als wir den Damm erreicht hatten.

Russische Experten und Brigitte Bardot in der Provinz

Von Samaua aus südwärts wurde die Piste immer unwegsamer; ein kilometerbreites Band sich verschlingender Spuren, von plötzlich auftauchenden Querrinnen durchzogen, über die man mit Vollgas hinweghopste, wenn es zum Bremsen und Ausweichen zu spät war. Der uns begleitende Bahndamm diente als Wegweiser. Endloser Schienenstrang auf einem Lehmwall; darüber die Kette der Telefonmasten, die sich wie kleine Widerhaken in das trostlose Grau des Himmels krallten; alle zwanzig bis fünfundzwanzig Kilometer eine Bahnstation aus zwei, drei abweisenden Ziegelhäusern, die man wie kleine Forts mit Schießscharten versehen hatte. Dies alles in einer graubraunen Öde, unter einem Himmel, der das Gestalt- und Leblose der Fläche noch einmal übermächtig wiederholte.

Mit der Zeit versiegte auch das Gespräch. Der Japaner neben mir saß mit halbgeschlossenen Augen in sich versunken; doch bemerkte er jede Querrinne vor uns, die in der Dämmerung immer schwerer zu erkennen waren, und murmelte dann nur ›attention‹ zu mir herüber. Passive Konzentration ohne Anstrengung.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000120

Die Nacht brach herein, verschluckte schließlich auch den Bahndamm. Wir hielten uns ängstlich an die Spuren im Feld des Scheinwerferlichtes vor uns. Einmal glühten grünliche Augenpaare entgegen. Schakale vermutlich; oder waren es Wölfe, von deren Existenz wir gehört hatten?

Der Bahndamm war plötzlich wieder da; eine Station schälte sich im Scheinwerferlicht aus dem Dunkel heraus; auf einem Schild, sogar in Englisch, entzifferten wir: »Ur-junction.« Bahnknotenpunkt Ur. Es war Ur in Chaldäa, die Heimat Abrahams. Irgendwo mußten hier in der nachtdunklen Ebene die Trümmer der sumerischen Stadt liegen.

Wie kam die Station Ur mit den alten Ruinen in der Nähe zu der modernen Bezeichnung eines Bahnknotenpunktes? Von der Hauptstrecke Bagdad–Basra zweigten hier eine Kleinbahn und eine Straße zu dem nicht weit entfernten Provinzstädtchen Nasiria ab, einer Oase in der Nähe des Euphrat. Dort wollten wir im Railway Resthouse übernachten, aber der Boß des kleinen Hotels erklärte bedauernd, daß russische Eisenbahningenieure seit zehn Tagen alle Schlafräume des Hauses belegt hätten. Sie würden im Auftrag der Regierung hier arbeiten. Nach einigem Hin und Her war er schließlich bereit, uns zwei Schlafstellen im Büro einzurichten, aber wir könnten erst gegen Mitternacht zu Bett, da im Büro zur Zeit noch eine irakische Männergesellschaft beim Anis-Schnaps, dem Raki, säße. Das einzige Gastzimmer sei eben von den russischen Experten besetzt, die bis in die Nacht noch Besprechungen mit irakischen Kollegen abhielten.

Seit der Revolution traf man überall russische Fachleute, die als Berater der irakischen Regierung in Fragen des Bahnbaus, der Landwirtschaft, Ölindustrie und so weiter arbeiteten. Meist ließen sie sich nur in Gruppen sehen, traten sehr korrekt auf, vermieden aber jedes politische Gespräch. Man hatte den Eindruck, daß sie politisch gar nicht interessiert waren. Sie bemühten sich nur um die sachgemäße Lösung ihrer Aufträge, hinter denen allerdings politische Interessen stehen, wie das ja auch bei der Entwicklungshilfe westlicher Länder der Fall ist.

Wie die Iraker das Erscheinen der Russen, ihr privates Auftreten aufnahmen und kommentierten, war eine interessante Illustration ihrer Mentalität. Die Russen lebten meist bescheidener und zurück-

gezogener als ihre Kollegen aus den westlichen Ländern. Man hätte annehmen sollen, daß dies bei der allgemeinen Armut der irakischen Bevölkerung und bei der oft peinlichen Großprotzigkeit mancher Europäer und Amerikaner im Land angenehm aufgefallen wäre. Aber trotz des politischen Trends zum Ostblock hin war es nicht der Fall. Über die kleinbürgerliche Einfachheit der Russen, über ihre Sparsamkeit und Korrektheit in Geldsachen zirkulierten in Bagdad viele Witze.

Selbst der ärmste Araber hat kaum Veranlagung zum kleinbürgerlichen Habitus. Man liebt die leidenschaftliche Stellungnahme, die große Geste. Was waren das für Helfer, die sich um das Geben eines Bakschischs drückten, weil sie entweder zu arm oder zu geizig waren oder es aus ideologischen Gründen ablehnten?

Für den Araber ist das Bakschisch ja mehr als ein Mittel zum Zweck. Gewiß kann es zur Korruption und zur Entwürdigung des Empfängers mißbraucht werden, aber in seiner guten Form hat es auch einen menschlichen Wert im Leben der Gesellschaft. Hier wird noch eine individuelle Abschätzung der Dienstleistung gefordert. Es ist ein unmittelbarer Bezug von Mensch zu Mensch darin, und das Wissen, daß es Leistungen gibt, die wegen ihres persönlichen Charakters mit einem allgemeinen durch Tarif festgelegten Gehalt nicht abgegolten sind. Das Bakschisch in seiner guten Form beweist, daß hier der Mensch noch nicht ganz auf das bloße Funktionieren in einem Gesellschaftsapparat eingestellt ist.

Wer weiß, ob Moskau seinen politischen Zielen im Irak nicht viel näher gekommen wäre, wenn die Menschen, die es schickte, weniger loyal, aber in ganz kleinen, kaum abwägbaren Dingen den Arabern etwas sympathischer gewesen wären. Diese menschlichen Imponderabilien haben vielleicht größere Folgen als alle Programme und bewußten Aktionen in den sogenannten Entwicklungsländern.

Die Sowjetunion hat aus vielerlei Gründen ein großes Interesse am Irak: Da ist das Erdöl; der Irak als Landbrücke zum Persischen Golf; Möglichkeit eines Einbruches des kommunistischen Regimes in die arabisch-islamische Welt.

Wie man hören konnte, wollten die Russen eine zweite Bahn von Bagdad nach Basra bauen – dem Gerücht nach sogar mit russischer Spurweite –, da die von Engländern bis Basra gebaute Verlängerung der Bahn Istanbul–Bagdad nicht ausreichte.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000122

Die russischen Ingenieure waren ausdauernde Arbeiter und wollten den Gastraum noch lange nicht freigeben; die irakische Gesellschaft hatte auch noch nicht genug von dem Getränk, das der Prophet ihnen verboten hatte; wir mußten uns überlegen, wo wir den Abend zubrachten.

Abend in einer irakischen Kleinstadt. To Sigomora und ich bummelten durch enge Gäßchen, deren Finsternis nur spärlich von trüben Lampen aufgehellt wurde. Das Licht einer Teestube lockte uns an. Als wir eintraten, erhoben sich alle Männer zum Gruß der fremden Gäste, verbeugten sich und erwiderten unseren Friedenswunsch »Sala'am aleikum«. Kein wortreicher Empfang hat mich jemals so gerührt wie das gemeinsame Aufstehen der jungen und alten Männer, ihre stumme Verbeugung und ihr im Chor gesprochenes »Aleikum sala'am – auch mit euch sei Friede«.

Stellen Sie sich vor: Zwei Orientalen kommen in das Restaurant eines deutschen Kleinstädtchens, sagen schüchtern »Guten Tag« und blicken schon nach einem freien Platz; da erheben sich alle zwanzig oder dreißig Anwesenden, verbeugen sich und erwidern den ausländischen Gästen laut und im Chor »Guten Tag«.

In einer arabischen Kaffee- oder Teestube wird man nie eine Frau sehen. Hier ist das Reich der Männer. Man diskutiert über lokale Neuigkeiten, über Nachrichten, die der Sender Bagdad ausstrahlt. Einige sitzen hinter Brett- oder Würfelspielen, andere saugen stumm am Schlauch der Wasserpfeife und sehen zu, wie der Rauch durch das Kühlwasser perlt. Arabische Männer sind Großmeister im ›Zeittotschlagen‹; sie sind nicht vom raunenden Gewissen solcher Nichtstuer angekränkelt, die durch ein widriges Geschick in einer leistungsfreudigeren Gesellschaft aufgewachsen sind.

Nach einer Stunde brach der größte Teil der Männer auf. Man fragte uns, ob wir mit ins Kino gehen wollten. Das Kintopp hat auch im Orient die kleinste Stadt erreicht. Die Märchenerzähler, die noch vor wenigen Jahrzehnten in den Gassen und Teestuben der Städte gesessen haben, sind ausgestorben. Die nach Bildern hungrige Seele wird nicht mehr mit je nach Begabung ausgemalten Erzählungen gespeist, sondern mit der faden Kost des Filmklischees. In einer Bevölkerung mit einem hohen Prozentsatz von Analphabeten hat der Film eine kaum abschätzbare Wirkung. Für viele ist es die erste Konfrontation mit der europäischen Welt. Welche

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000123

Illusionen, Ressentiments werden hier von geschäftstüchtigen Filmexporteuren hochgezüchtet?

Der Kinosaal war von Zigarettenrauch geschwängert, irgendeine Musik ging im ungehemmten Lärm der sich über mehrere Bankreihen hinweg unterhaltenden Besucher unter. Man trank Coca Cola oder kaute Pistazienkerne. Ein genauer Programmbeginn schien nicht festzustehen; man kam und ging zu jeder Zeit. Irgendwann würde man sicher auch den angekündigten Film zu sehen bekommen. Im Publikum sah ich sogar einige Frauen in Abba. Ihre Männer oder Brüder hatten sie hierher mitgebracht. Avantgardisten. Die Vorstellung begann: Brigitte Bardot, verheiratet, zeigte sich von allen Seiten, zog sich mehrmals ohne Grund aus und wieder an. Um ihren Mann eifersüchtig zu machen, flirtete sie mit einem Prinzen, der zufällig auf Staatsbesuch in Paris war. Dessen Hobby war die Fliegerei; so kam es zu einer Stipvisite des flirtenden Paars in Nizza, per Privatflugzeug natürlich. Am Strand wurde weitergeflirtet und sich aus- und angezogen, während der unwissende Ehemann in Paris die Millionen verdiente.

Von dem französischen Dialog verstand ich kein Wort, weil das Publikum auf seine Weise für eine lautstarke Untermalung der Vorgänge auf der Leinwand sorgte: Pfiffe, Ermunterungsrufe, Applaus auf offener Szene, Rufe des Mißfallens, stöhnende Erregung. Ein paar Schriftkundige lasen laut die arabischen Untertitel vor. Aber was war schon der Text bei solch einem optischen Angebot? Die Vorleser wurden vom allgemeinen Lärm überstimmt. Eine witzige oder obszöne Bemerkung, von irgend jemand in die Dunkelheit gerufen, provozierte jedesmal einen Orkan des Gelächters.

Ausverkauf Europas zu Schleuderpreisen? Oder notwendige Begleiterscheinung der Expansion europäischen Geistes?

Als wir ins Resthouse zurückkamen, waren die Rakitrinker verschwunden, nur die russischen Experten konferierten immer noch mit ihren irakischen Kollegen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000124

Kaum hatten wir die Häuser und Palmen der Oase hinter uns, da stand im Westen, rotbraun von der Morgensonne beleuchtet, die Ziggurat von Ur, der heilige ›Berg der Gottheit‹.

Moses erzählt im elften Kapitel der Genesis, daß die Familie Abrahams aus Ur in Chaldäa stamme. Als Abrahams Vater mit seinen Söhnen die Heimat verließ – vermutlich um 1800 v. Chr. –, da war die Stadt Ur schon ein seit Jahrtausenden besiedelter Platz. Ausgrabungen haben gezeigt, daß es schon am Ende der Jungsteinzeit in der ersten Hälfte des 4. Jahrtausends v. Chr. bewohnt war. Aber erst unter der sogenannten ersten Dynastie von Ur um 2500 v. Chr. wurde die Stadt eine sumerische Metropole in Mesopotamien, wurde dann unter Sargon I. dem Großreich der Akkader einverleibt und konnte sich nach einer vorübergehenden Invasion der Gutäer, einem barbarischen Bergvolk aus dem Iran, unter der 3. Dynastie von Ur um 2000 v. Chr. zu neuer Bedeutung erheben.

Dieser Dynastie gelang es sogar, die akkadische Reichspolitik nachahmend, die Herrschaft über das nördliche Assyrien und das südöstliche Elam zu gewinnen. Diese politische Wiedererstarkung bedeutete zugleich eine Renaissance der Kunst.

Eine neue semitische Einwanderungswelle der Kanaanäer hatte den Zerfall des Königreiches in mehrere Herrschaften zur Folge. Erst Hammurabi von Babylon (1728–1686) vermochte seine Dynastie durch eine geschickte Koalitionspolitik aus der Zahl der übrigen herauszuheben und eine neue Reichsherrschaft über ganz Mesopotamien mit Babylon als Metropole zu errichten. Die Bedeutung von Ur nahm immer mehr ab, besonders nachdem sich das Bett des Euphrat weiter ostwärts verlegt hatte. Um 400 v. Chr. war Ur schon ein verlassener Ort.

Die beiden bedeutendsten sumerischen Bauwerke, die man heute in Ur noch recht gut erhalten vorfindet, stammen aus der sumerischen Renaissance um 2000 v. Chr. Es sind die berühmten Königsgräber und die Ziggurat, die als der besterhaltene Stufenturm Mesopotamiens gilt. Beide Bauwerke wurden von dem englischen Archäologen Sir L. Woolley ausgegraben.

Die Gestalt eines Arabers löste sich aus dem braunen Hintergrund, als wir uns der Ziggurat näherten. Er kam die noch erhaltene,

weit vorragende Treppe herab und stellte sich uns als offizieller Wächter des Ruinengebiets vor. Wir hatten schon in Uruk von ihm gehört, so daß uns sein kriegerisches Aussehen nicht mehr erschreckte.

Täglich kommt er seit vielen Jahren von einem entfernten Dorf geritten, um das Ruinengebiet davor zu bewahren, daß die Bewohner der Umgebung die Ziegel für eigene Bauten wegschaffen, daß europäischen Besuchern, die alle paar Wochen einmal auftauchen, nichts in den Ruinen zustößt, und daß sie nicht zu viele Souvenirs wegschleppen. Da er selbst an den Grabungen Woolleys teilgenommen hatte, leidlich englisch sprach und bei Besuchen von Archäologen wohl einiges aufgeschnappt hatte, war er sehr willkommen, uns durch das Trümmergebiet zu führen.

König Urnammu, der Erbauer der Ziggurat, hatte zum ersten Male in großem Umfange statt der bloß luftgetrockneten Ziegel gebrannte Steine, die durch Asphaltmörtel miteinander verbunden wurden, benutzt. Seine Baumeister hatten die ursprüngliche Lehmziegelziggurat in Gestalt einer einfachen Plattform zu einem dreistöckigen Stufenturm umgewandelt. Drei verschieden große Würfel waren aufeinandergestellt; auf den so entstandenen Terrassen wurden Bäume angepflanzt; ein grüner Kultberg, an ein gebirgiges Herkunftsland der Sumerer erinnernd, wo man den Göttern auf Berggipfeln geopfert hatte. Eine durchgehende Freitreppe in der Symmetrieachse führte bis zur obersten Terrasse, die nur von den Priestern betreten werden durfte. Andere Treppen verbanden die einzelnen Terrassen miteinander.

Mit welchem Können die Architekten Urnammus ihre Bauaufgabe durchgeführt haben, zeigt die Beschreibung der Ziggurat von Sir L. Woolley:

»Das Gebäude hat einen Grundriß von 62,50 × 43 m; es besitzt einen Kern von Lehmziegeln, unter dem ältere Ziggurats liegen, und eine 2,50 m dicke, aus gebrannten Ziegeln und Asphaltmörtel errichtete Schale. Die wunderbar erhaltenen Mauern des ersten Stockwerks sind etwa 11,30 m hoch; von den oberen Stockwerken ist wenig erhalten. Das interessante Charakteristikum liegt darin, daß es keine einzige gerade Linie aufweist, weder in der Vertikale noch in der Horizontale. So hat die in ihrer Länge durch flache Wandpfeiler unterteilte und an ihren Ecken durch stärkere Eck-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000126

pfeiler eingerahmte Rückmauer eine Krümmung von 0,50 m auf 62,50 m; sie ist in der Höhe um 1,77 m auf 10 m nach innen geneigt, doch nicht in gerader Linie, sondern in einer Kurve von 11 cm auf 10 m. Das gleiche trifft proportional auch für die anderen Mauern zu. Der Architekt hatte erkannt, daß die von dem Tempel gekrönte ragende Masse für das Auge zu schwer auf der Basis lasten und den Eindruck erwecken mochte, als senke sich diese unter dem Gewicht. Um diesen Eindruck aufzuheben, benutzte er das Prinzip der entasis – wie es später von den Erbauern des Parthenon in Athen angewandt wurde – in der dem Auge nicht wahrnehmbaren, doch eine Illusion der Stärke erzeugenden Schwellung der Säulenschäfte. Der Gesamtentwurf der Ziggurat zielt auf einen fast dramatisch zu nennenden Effekt ab. Von vorne gesehen übertreibt die Einwärtsneigung der steigenden Stockwerke die Perspektive und läßt das Bauwerk höher erscheinen, während sie gleichzeitig das Auge nach oben und nach innen zu dem Altar führt, der dem Ganzen seinen Sinn gibt; die große vorspringende, zu dem Altar führende Treppe betont dessen zentrale Bedeutung. Die stark ansteigenden Linien der von den äußersten Ecken des Gebäudes ausgehenden und unter einem Torturm auf der Haupttreppe zusammentreffenden Seitentreppen halten die gesamte schwere Masse zusammen als einzigen Weg zum Allerheiligsten, zu dem die obere Treppe unmittelbar hinaufführt; dies Allerheiligste war nur ein einzelner kleiner Raum, doch ihm ist das ganze riesige Gebäude untergeordnet.«

Von der Höhe sahen wir im Osten die Palmen der Oase von Nasiria. Der Wächter zeigte uns am westlichen Horizont in der Wüste gelegen die Konturen der Ziggurat von Eridu. Die Stadtsiedlungen in Mesopotamien lagen so dicht beieinander, daß man von dem Stufenturm einer Stadt den nächsten sehen und auch bequem an einem Tag von Stadt zu Stadt reisen konnte.

Ein anderes bedeutendes Bauwerk dieser Epoche ist das von König Shulgi erbaute Mausoleum, in dem die Könige der 3. Dynastie beigesetzt wurden. Noch heute stehen die Backsteingewölbe der unterirdischen Grabkammern und Treppen.

Größeres Aufsehen erregten allerdings die Funde in den Königsgräbern der ersten Dynastie von Ur aus der ersten Hälfte des 3. Jahrtausends. Man fand in ihnen nicht nur die beigesetzten Herrscher und Herrscherinnen, sondern auch zahlreiche Leichen von Men-

schen, die vermutlich dem Gefolge des Königs und der Königin angehört hatten: Hofdamen in goldenem Kopfputz, Soldaten mit Waffen, ja sogar Knechte mit Karren und Zugochsen, der Hofmusiker mit einer prächtig verzierten Harfe. War das Gefolge freiwillig seinem Herrscher in den Tod gefolgt, oder waren sie Opfer eines furchtbaren Bestattungsritus?

Die goldenen Grabbeilagen, die man heute in den Museen von Bagdad, London oder Philadelphia sehen kann, zeigen die hohe Kunst der sumerischen Goldschmiede in der ersten Hälfte des 3. Jahrtausends. Die gefundene Harfe mit geometrischen Einlegearbeiten trägt am oberen Ende einen goldenen Stierkopf mit Augen aus Lapislazuli. Die Scheide eines Dolches verziert ein kunstvolles Goldfiligran. Sir Woolley, der Finder dieser Kostbarkeiten, schreibt zur Goldschmiedetechnik dieser Zeit: »Die Technik der Goldverarbeitung war bereits voll entwickelt. Außer mit dem Gießen und Hämmern (Treibarbeit) war der sumerische Kunsthandwerker vertraut mit dem Zellenschmelz, der Filigranarbeit, dem Granulieren, Ziselieren und Löten und mit der Herstellung von Elektronlegierungen, und er kannte auch das Verfahren des Ausscheidens von Silber mittels Salz oder Salpeter und des Polierens der Oberfläche zur Erzeugung der Wirkung von Goldplattierung; seine Fertigkeit in diesen Verfahren ist in keiner späteren Epoche übertroffen worden.«

Welche Sehnsucht und Hoffnung hatten in diesen Menschen gelebt, wenn sie den Toten solche Schätze ins Grab legen ließen? Modelle von Euphratbooten in Gold und Silber, Wagen mit Proviant sollten den Gestorbenen den Weg ins erhoffte Jenseits erleichtern. Als ich meinen japanischen Begleiter fragte, was er von dieser Hoffnung halte, nach dem Tode als Individuum fortzubestehen, zeigte er nur ein Lächeln auf meine Frage. Er war Buddhist.

Gast im Beduinenzelt

To Sigomora blieb bei der Station zurück, weil er mit dem Nachtzug wieder nach Bagdad fahren wollte.

Allein auf der Piste nach Süden. Ihre Spuren breiteten sich zu einem unübersehbaren Feld aus, kamen plötzlich wieder zu-

17 *Die Zigurrat von Ur*
unten: Rekonstruktion von Woolley

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000129

18 *Kultvase von Uruk*
(4.–3. Jahrtausend v. Chr.)

19
Kultvase von Uruk (Detail)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000130

(Detail)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000131

20–21 Löwenjagd. Relief vom Palast des Königs Assur Banipal in Ninive. Etwa 650 v. Chr.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000132

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000133

22–23 Mythisches Tier an einer Lehmziegelmauer von Babylon

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000134

24 Der weiße Tempel von Uruk nach der Ausgrabung

→

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000135

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000136

sammen, um gebündelt eine enge Gasse zwischen dichten Kameldornflächen zu durchlaufen.

Der Guide Bleu sagte einem, daß man nach etwas mehr als zweihundert Kilometern die Vororte von Basra erreichen werde. Zunächst war ich zuversichtlich, so sehr sich auch im Innersten die Angst rührte, die Spuren könnten sich irgendwo im Nichts verlaufen. Der alles ertränkenden Monotonie des Himmels und der Erde setzte ich das Summen von ein paar Melodien entgegen, den Druck auf das Gaspedal, ab und zu mit der Hand eine Bewegung am Lenkrad.

Aber bald hinter der Station Jaliba trennten sich Bahndamm und Piste; die Kette der Telegrafenmasten versank hinter dem Horizont. Immer öfter wiederholte ich mir die Argumente, die dafür sprachen, daß ich auf dem richtigen Wege nach Basra sein müsse; aber die untergründige Angst ließ sich nicht besänftigen. Der Zeiger des Tachometers stieg höher; ich wollte nicht glauben, daß die tatsächliche Geschwindigkeit mit der auf dem Tachometer angegebenen übereinstimmte. Wenn ich in die Ferne sah, hatte ich bisweilen den Eindruck, als ob der Wagen stünde und die leichtgewellte Fläche sich nur langsam und widerwillig unter ihm wegschöbe.

Eine Staubfahne! Sie kam rasch näher; man erkannte ein blaues Taxi, voll besetzt; der Fahrer winkte; dann nur noch eine Staubwolke im Rückspiegel, und ich war wieder allein.

In den Tellern zwischen den sehr flachen Hügeln schimmerte es grün, es war ja Regenzeit; und wo sich ein wenig Feuchtigkeit sammeln konnte, wuchs in wenigen Tagen ein dünner Grasschleier aus dem Boden. Wie konnten Samen und Wurzeln nur die heiße Trockenzeit der langen Sommermonate überstehen?

Wo in der Wüste aber Gras ist, da sind auch die schwarzen Zelte der Nomaden. Das spärliche Grün der Wintermonate ist für ihre Tiere die fetteste Weide des Jahres. Meist liegt ein gutes Dutzend der länglich flachen Zelte beisammen, allerdings mit gehörigem Abstand voneinander. Doch alle Zelte sind in gleicher Weise ausgerichtet, die geöffnete Längsseite dem Wind abgekehrt, so daß das Ganze bei aller Willkür der Streuung doch einen geordneten Eindruck macht.

Eine Schafherde sprengte beim Näherkommen des Autos in panischem Schrecken auseinander. Von den Zelten liefen Kinder

der Piste zu, winkten mit Blechkanistern zum Zeichen, daß sie um Wasser baten.

Wasser ist der kostbarste Stoff in der Wüste. Die Tiere werden oft tageweit an einen schmutzigen Tümpel zur Tränke geführt. In Sommern nach regenarmen Wintermonaten müssen oft Tausende Stück Vieh, wertvolles Vermögen der Beduinen, verdursten.

Ich hielt an und verteilte, was ich selbst von meinem Vorrat entbehren konnte. Aus dunklen, verschmutzten Wuschelköpfen schauten verlegen und neugierig zugleich leuchtendbraune Augen zu mir auf. Mit hellen Stimmen riefen die Kinder ihr Glück zu den Zelten hinüber, aus deren Schatten jetzt einige Männer traten, winkten und den Kindern etwas zuriefen; offensichtlich eine Einladung, zu den Zelten zu kommen, denn der größte aus der kleinen Schar machte mir deutlich, daß ich dorthin fahren solle.

Große, hagere Männer kamen entgegen, mit denen ich den Gruß des Friedens tauschte. Der Älteste, vermutlich der Vater der anderen, hielt eine kleine Rede, deren Sinn ich nur den Gesten und einigen Wortbrocken entnehmen konnte. Vermutlich zunächst eine Lobpreisung meiner Gebefreudigkeit und die Bitte an Allah, er möge mir dafür eine zahlreiche Nachkommenschaft bescheren. Dann folgte die Einladung, als Gast ihrem Zelt die Ehre meines Besuches zu erweisen.

Eine von Staub, Hitze und Wind gegerbte Haut spannte sich ledern über Gesichter, deren Alter abzuschätzen ich mir nicht zutraute.

In einer Ecke des groben Ziegenhaarzeltes hockten ein paar unverschleierte Frauen, die ohne Scheu zu dem fremden Gast herüberblickten. Hausrat lag herum, vor allem Teppiche und bunte Decken, ein paar Schüsseln, Platten und Kessel. Dazwischen scharrten einige Hühner. Am Zeltpfosten hingen Flinten und Dolche.

Die Söhne rollten Teppiche auf, Kissen wurden zur Stütze zurechtgeschoben. Wir nahmen mit untergeschobenen Beinen Platz, wobei es unschicklich gewesen wäre, den anderen die Fuß- oder Schuhsohlen sehen zu lassen. Die Kinder umstanden im geziemenden Abstand die Gruppe der Sitzenden, während die Frauen mit getrockneten Mistfladen ein Feuerchen unter dem Teekessel in Gang brachten. Gastgeber und Gast tauschten unterdessen (zum wievielten Male?) die gängigen Begrüßungs- und Höflichkeitsformeln aus.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000138

Dabei geht es nicht so farblos wie in unseren Redewendungen zu. Man fragt nicht abstrakt: »Wie geht es dir?«, sondern: »Wie ist die Farbe deiner Haut?«, denn daraus kann man auf den Gesundheitszustand schließen. Man wünscht sich nicht »alles Gute«, sondern: »Allah möge dir die Wege ebnen.« Natürlich sind diese Redewendungen längst zu Formeln erstarrt, deren ursprünglicher Sinn selbst vielen Arabern nicht mehr vertraut ist. Aber jeder Mann weiß sich noch von einer Sitte getragen; er weiß, was in bestimmten Situationen zu tun und zu sagen ist. Diese Sitte gibt selbst dem einfachsten Mann im Umgang mit Höhergestellten eine gewisse Sicherheit des Auftretens. Am unsichersten erschienen mir immer die College-Studenten, die sich dem Ausländer gegenüber ihrer traditionellen Sitten schämten und sich dann betont amerikanisch oder europäisch geben wollten. Meine nomadischen Gastgeber hatten hier noch keine Komplexe und bewegten sich sicher im Gleise ihrer überlieferten Verhaltensweisen.

Eine klebrige Teeschale ging nach festliegender Reihenfolge von Mund zu Mund; es wäre sehr beleidigend gewesen, wenn ich abgelehnt hätte. Niemand fragte, wer ich sei, was ich wolle und wohin ich fahre. Die Sitte der Beduinen verbietet dem Gastgeber, in den ersten drei Tagen den Gast danach zu fragen.

Die Söhne rollten noch einige Teppiche aus und wollten mir durch Gesten zeigen, daß ich für die Nacht hierbleiben könne. Zum Beweis, daß ich nicht hungern müsse, wurde mir eine große Lammkeule gezeigt. Ich war sicher, daß weder mir noch meinem Gepäck irgend etwas zugestoßen wäre, denndie Ver letzung des Gastrechtes gilt als das schwerste Verbrechen in der Wüste. Ich erklärte ihnen, daß ich ein Deutscher aus Bagdad sei und am Abend noch in Basra sein wolle. Aber es gehört zu den arabischen Gepflogenheiten, mindestens dreimal ein Angebot zu wiederholen, um einem die Möglichkeit zu geben, erste, durch Höflichkeit oder Hemmung begründete Ablehnung, zu revidieren. Lehnt man dreimal hintereinander das Angebot dankend ab, dann hat der Gastgeber seine Schuldigkeit getan und weiß Bescheid.

Da man jetzt wußte, woher ich kam und wohin ich ging, ließ man auch der eigenen Neugier freieren Lauf. Als erstes die typische Frage eines herdenbesitzenden Nomaden, wie hoch jetzt das Gras in Bagdad und wie hoch es im Land der Deutschen stehe. Dann

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000139

wollten sie wissen, ob und wieviel Söhne ich habe. Die Schicklichkeit verbot es, nach einer Frau zu fragen. Großes Bedauern, als ich mich als unverheiratet und nicht mit Söhnen gesegnet bekannte.

Nach dem Tee wollte ich aufbrechen; man bat mich, zwei ihrer Männer nach Basra mitzunehmen, wo sie einige Felle im Suk verkaufen wollten. Die beiden brachten ein paar stinkende Lammfelle, die wir im Gepäckraum verstauten. Umständlicher Abschied.

Wie ich unterwegs von meinen Begleitern erfuhr, züchtete ihr Stamm keine Kamele, sondern nur Kleinvieh. Diese Nomaden konnten nicht allzu weit wandern, blieben vielmehr mit ihren Schafen, Ziegen und wenigen Eseln immer in der Nähe der Flußläufe und des Kulturlandes.

Als Beduinen im engeren Sinne bezeichnet man hingegen die kamelzüchtenden Nomaden, die über große Entfernungen hin von einem Weideplatz zum anderen wandern. Da sie sich nicht als Angehörige eines Staates betrachten, vielmehr als Glieder einer Sippe, eines Stammes, kümmern sie sich auch nicht um Staatsgrenzen.

Ihre Zahl kann daher auch nur geschätzt werden. Ich hörte Angaben, die zwischen fünfundsiebzigtausend und zweihundertfünfzigtausend im Staatsgebiet des Irak schwankten. Das nomadisierende Leben in der Wüste mit seinen harten Existenzbedingungen ist jedoch zum Aussterben verurteilt, denn das Kamel als Tragtier ist in den letzten Jahrzehnten immer mehr durch Eisenbahn, Auto und Flugzeug in den Hintergrund gedrängt worden. Damit ist den Beduinen die Existenzgrundlage der Kamelzucht entzogen worden. Die Kleintiernomaden werden sich dagegen noch länger halten können, aber auch hier kann man Tendenzen zur mit Ackerbau verbundenen Seßhaftigkeit beobachten.

Ich konnte von den beiden nicht erfahren, wie groß die Herde ihrer Sippe war. Aber man konnte sich ausmalen, wie kümmerlich sie existierten, wenn sie über hundert Kilometer zum nächsten Suk fuhren, um ein paar Felle zu verkaufen, für die sie insgesamt höchstens DM 12,– erwarteten. Und das war nicht ihr persönlich verdientes Geld, sondern Vermögen der Großfamilie, für das sie Reis, Salz und Tee einkaufen sollten.

Die Beduinen, denen ich begegnet bin, sahen oft sehr unterernährt aus; die Frauen durch alljährliche Geburten ausgezehrt.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000140

Sie litten an Krankheiten, die durch Vitaminmangel verursacht waren.

Endlich Punkte am Horizont; Lehmhütten; die Vorortsiedlungen von Basra. Und dann war plötzlich die Straße da, sogar Polizei, die einen Schlagbaum aufgestellt hatte, als wollte sie damit zeigen: Hier ist die Wüste zu Ende, und die Ordnung der Zivilisation beginnt. Und tatsächlich war man geneigt, die drei einsamen Kerle in der kleinen Baracke am Rande der Wüste als Vertreter geordneter Verwaltung zu begrüßen. Das Vorzeigen der Pässe war einem weniger lästig als sonst.

Basra, ein irakisches Venedig

Im dunklen Wasser der Kanäle schwammen die Abfälle nur langsam dem Strome zu. Breite Frachtkähne glitten unter den hölzernen Bögen der Brücken hindurch, von braunen Gestalten vorwärtsgestakt. Sie hatten ihre hemdartigen Gewänder hochgeschürzt, um besser arbeiten zu können. Barfuß schritten sie mit sehnigen Beinen über den schmalen Holzrand des Bootes. Das Getucker eines Motorschiffchens wirkte beruhigend. Die Wellen schlugen gleichgültig gegen algenüberzogene Ziegelsteinwände alter Häuser, hinter deren vergitterten Fenstern dunkle Stille wohnte.

Auf den Straßen und im Basar dunkler gefärbte Gesichter als weiter oben im Norden; manche sogar negroid mit aufgeworfenen Lippen und gekräuseltem Haar, vermutlich Nachfahren von Negersklaven. Die Sklavenmärkte in den Häfen des Persischen Golfes waren einst berühmt.

Sooft ein Zug oder ein Flugzeug aus Bagdad eintraf, versammelten sich die Taxichauffeure der Stadt und boten ihre Wagen für die Weiterfahrt nach Kuweit an. Die Grenze des kleinen Ölscheichtums ist nur sechzig Kilometer entfernt; aber solange die Engländer noch die auswärtigen Interessen von Kuweit wahrnahmen, waren sie nicht allzu großzügig im Erteilen von Visen für dieses von ihnen geschützte und geschätzte Ländchen. Von nicht englischen Europäern fürchtete man wohl geschäftliche Spekulationen, von Arabern Infiltration kommunistischer oder nationalistischer Ideen. Als die Engländer 1961 abzogen, richteten sich gleich die Augen der Nach-

barn begehrlich auf das ungeheuer reiche Scheichtum mit seinen zweihundertfünfzigtausend Einwohnern. Vor allem für den Irak würde die Einverleibung einen gehörigen Zuwachs an finanziellen Mitteln bedeuten; der Irak hätte dann in der Ölpolitik des Mittleren Osten seine einzigartige Vormachtstellung. Kassem begründete seinen Anspruch auf Kuweit historisch; Kuweit habe zur Provinz Basra gehört. Daß dies in einer Zeit vor der Staatsgründung des modernen Irak war, als es den Irak als Staatsgebiet noch gar nicht gab, wurde dabei geflissentlich übersehen. Kuweit und seine Bewohner seien ein Bestandteil des irakischen Staates, wurde behauptet, aber weder die Kuweitis waren daran interessiert, von einem größeren, aber ärmeren Nachbarn verschluckt zu werden, noch hätten es die Kollegen Kassems in den Hauptstädten des Mittleren Ostens zugelassen, daß der fette Brocken dem Irak zugefallen wäre.

In Basra roch man die Nähe des Meeres. Ein milder Südwind kam vom Persischen Golf den Schatt el Arab herauf. ›Arabischer Fluß‹ heißt der Mündungsstrom von Euphrat und Tigris, deren Wasser sich bei Gurna vereinigen. Es ist wohl einer der jüngsten Flußläufe der Erde, dessen Mündungsdelta noch heute immer weiter ins Meer hinauswächst.

Durch die Jahrtausende hindurch wurde der Persische Golf von den Schlammassen, die die Flüsse von Norden her mitbrachten und hier absetzten, immer weiter ausgefüllt. Diese Landbildung wurde noch dadurch unterstützt, daß der von Osten kommende Karun durch seine querverlaufende Strömung und durch seine Schlammablagerungen eine Art Barriere für die Wasser von Euphrat und Tigris bildete. Ihre Strömung wurde gestaut, und in dem ruhigeren Wasser setzten sich die leichten und äußerst fruchtbaren Sinkstoffe zu Boden, statt ins Meer hinausgeschwemmt zu werden.

So kam es, daß der Weg vom einzigen Hafen des Irak zum Meer immer länger wurde. Und dennoch, in Basra spürt man schon die Luft der See, auch wenn man bis zum Persischen Golf noch rund hundert Kilometer auf einem Boot den Schatt el Arab hinuntertreiben muß. Große Seemöven segelten über dem Fluß, in dem sich gelegentlich sogar Haie zeigen sollen. Frachter aus Japan, Rotchina, Deutschland und Amerika lagen auf der Reede. Durch das bizarre

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000142

Gitterwerk der Kräne, Gestänge und Bootsaufbauten sah man hinüber zu den Palmenwäldern jenseits des Stroms.

So war auf den ersten Blick deutlich, was von hier aus in alle Welt exportiert wurde: Datteln. Der Irak liefert achtzig Prozent der Weltdattelernte. Basra hat riesige Packereien, wo mit modernen Maschinen die Früchte sortiert, gereinigt und in Kisten verpackt werden.

Der Hafen hat im letzten Krieg einen großen Aufschwung erfahren, als hier die amerikanischen Hilfslieferungen für die sowjetische Südfront umgeschlagen und auf Lastwagen und Zügen durch den Irak und Nordpersien in die Sowjetunion transportiert wurden. Ein kommunistischer Irak brächte dem Ostblock außer den ungeheuren Ölvorräten des Landes auch den ersehnten Zugang zum Persischen Golf.

Die Bagdader Regierung hat mit dem Bau eines größeren Hafens weiter südlich begonnen, weil man so weit wie möglich den gesamten Handel über den Persischen Golf direkt ins Land leiten möchte und nicht mehr vom Mittelmeer durch zwei, drei Zwischenländer. Man will die Transitzölle an den Libanon, Syrien und Jordanien sparen, aber auch das darin liegende Risiko vermeiden, von einem der Länder im Ernstfall boykottiert werden zu können. Abgesehen davon ist der Autotransport durch die Wüste für westliche Importgüter zwar kürzer, aber immer noch recht kostspielig.

Trotz starker Bemühungen des Kassem-Regimes, die Kaufleute durch Importlizenzen zum vermehrten Handel mit Ostblockstaaten zu zwingen, stehen die westlichen Länder immer noch mit Abstand auf den vordersten Stellen der Importlisten. Fast alle industriellen Fertigwaren müssen importiert und mit Devisen aus dem Öl- und Dattelexport bezahlt werden.

Die Kaufleute in Basra, Bagdad und Mosul wissen sehr wohl ihre geschäftlichen Interessen wahrzunehmen. Im Gespräch versicherten sie einem immer wieder, daß der Handel mit dem Ostblock sich trotz staatlicher Maßnahmen so lange nicht durchsetzen könne, wie er nicht annähernd so zuverlässig und risikofrei sei wie der mit westlichen Ländern. Im Westen kenne man seit Jahrzehnten die Handelspartner persönlich. Wenn man morgens ein Telegramm nach New York, London oder Frankfurt sende, könne man sicher sein, daß man am Abend eine definitive Antwort habe, auf die man

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000143

sich verlassen könne. In den großen bürokratischen Kollektivs der Ostblockländer gebe es dagegen kein persönliches Interesse am Geschäft; Antworten blieben aus, Lieferungsfristen würden überschritten und die staatlichen Agenten wüßten wenig Bescheid über die Planung der von ihnen vertretenen Werke. Als Beweis wurde einem dann die Geschichte von dem Flaschenkauf in Rotchina erzählt.

Die große Brauerei in Bagdad brauchte fünfzigtausend neue Bierflaschen. Für den Import aus dem bisherigen Lieferland im Westen erhielt sie keine Lizenz; man sollte es zunächst im Osten versuchen. Ein rotchinesischer Handelsvertreter versprach, die gewünschte Anzahl genormter Flaschen zu liefern. Muster des gewünschten Typs wurden nach Peking geschickt, Preise und Lieferungstermin vertraglich festgelegt. Der Termin rückte näher, aber die Lieferung war immer noch nicht avisiert. Telegrafische Anfragen der Firma und der verlegenen rotchinesischen Vertretung in Bagdad an das zentrale Außenhandelsamt in Peking blieben ohne Antwort. Der Termin verstrich; da war eines Tages das Schiff mit den Flaschen unangemeldet im Hafen von Basra. Die Brauerei wollte jetzt die Annahme verweigern, weil der Kontrahent die Vertragsbedingungen nicht eingehalten habe. Pekings Botschafter intervenierte, zunächst bei der Firma, aber ohne Erfolg; dann beim Handelsministerium in Bagdad mit dem Ergebnis, daß der Firma angekündigt wurde, sie erhalte keine neue Importlizenz, wenn sie die rotchinesischen Flaschen nicht annehme. So in die Knie gezwungen, entschloß sich die Geschäftsleitung der Brauerei, die Flaschen zunächst einmal zu besichtigen. Man öffnete die Kisten und stellte fest, daß man einen ganz anderen Flaschentyp als den vertraglich vereinbarten geschickt hatte. Außerdem war fast ein Drittel der Ware schon zerbrochen, weil sie nicht sachgemäß verpackt worden war. Die noch unbeschädigten Flaschen wurden von der rotchinesischen Botschaft zu Schleuderpreisen in Basra verkauft. Die Brauerei erhielt von der Zeit an jede gewünschte Importlizenz.

Lachend wurde einem versichert, daß die Geschichte mit dem Flaschenkauf nicht allein dastehe. Schließlich seien die Araber als gute Händler bekannt und wüßten sehr wohl, wo sie das bessere Geschäft machen könnten. Auch die Ärmsten würden es sehr bald zu spüren bekommen, wenn der Handel durch strikte Regulierung

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000144

ins Stocken gerate. Die kaufmännische Vernunft der Handelsleute war meist recht optimistisch, wenn man die Rede auf die Gefahr einer kommunistischen Machtergreifung im Irak brachte.

Im Suk von Basra kann man mit einiger Geduld alte Truhen aus indischem Teakholz finden, die noch aus der Zeit der Segelschiffe stammen. Die Matrosen erwarben das Holz sehr billig in Indien, schreinerten auf ihrer wochenlangen Reise in den Persischen Golf Truhen mit Schubläden und Geheimfächern und verkauften sie in den Bestimmungshäfen ihrer Schiffe.

Breitköpfige Messingnägel wurden in die glatte Fläche der Truhen geschlagen; zu ornamentalen Mustern geordnet, gaben sie zusammen mit den Beschlägen dem dunklen Braun des Teakholzes einen glänzenden Schmuck.

Eine köstliche Importware ist auch die sogenannte Basralimon, die hilft, den irakischen Sommer etwas angenehmer zu machen. Es handelt sich dabei um eine aus Indien importierte Zitronenart; aus den getrockneten Früchten bereitet man im Sommer einen Tee, der, aus kleinen Gläschen heiß getrunken, ausgezeichnet den Durst löscht.

In den Vorgärten des Flughafenhotels blühten schon die Frühlingsblumen. Der Südwind trieb die Seegelboote stromaufwärts.

Ich wanderte über eine Pontonbrücke zum jenseitigen Ufer, wo sich der Weg in den Palmenwäldern verlor. Am Strom stand eine Tschaichana, eine Teestube; auf den schlanken Säulen einiger Palmenstämme ein flaches Dach aus Schilfmatten, das war alles; aber diese einfache, luftige Architektur des Südens war schön und zweckmäßig. Sie gab Schutz vor Sonne und dem seltenen Regen und zugleich einen freien Blick auf den Strom und die Brücke. Beim Rückweg schaute ich dem glucksenden Wasser zwischen den Pontons unter mir zu. Es hatte etwas Verführerisches; und auf einmal wußte ich, was mich lockte. Ich wollte ein Boot mieten, mit Proviant vollpacken und mich zum Persischen Golf treiben lassen.

Doch diese Lust wurde schnell gedämpft. Boote, die billig zu mieten waren, gab es genug, aber die Bootsführer wollten nur fahren, wenn ich eine Erlaubnis des Militärgouverneurs vorzeigen könne.

Seit einigen Wochen gab es Komplikationen mit Persien wegen der Grenzführung im Sumpf- und Marschgebiet des Schatt el Arab. Auf beiden Seiten wurde gedroht und sich in kriegerische Pose gesetzt. Da der Unterlauf des Flusses die Grenze zwischen Persien und dem Irak bildet, wurde das Befahren genehmigungspflichtig.

Ich drang mit meiner Bitte bis zum Militärgouverneur vor, was übrigens leichter ist, als in Deutschland einen Regierungsrat zu sprechen. Er bewirtete mich mit Tee und bedauerte dann sehr, daß er mir die Genehmigung nicht geben könne, weil in meinem Falle das Verteidigungsministerium in Bagdad, am besten General Kassem selbst, entscheiden müsse. Ich gab mich geschlagen und verwünschte den Schah, der mir mit seinem rhetorischen Anspruch auf ein paar Quadratkilometer Sumpfgebiet eine friedliche Stromreise unmöglich gemacht hatte.

Wo lag das Paradies?

Da die Grenzstreitigkeiten die Weiterfahrt zum Persischen Golf verwehrten, wollte ich von Basra aus auf einer weiter östlich liegenden Route nach Bagdad zurückreisen. Der Weg führt an den Wohngebieten der Ma'dan, der südirakischen Marsch- und Sumpfbewohner, vorbei über Gurna, wo Euphrat und Tigris zusammenfließen; dann tigrisaufwärts über Amara und Kut nach Norden.

Das Land im Südirak liegt teilweise unter dem Niveau der Ströme, oder besser gesagt: es gibt große Gebiete, wo sich noch gar kein zusammenhängendes Land gebildet hat. Eine Marschlandschaft mit Seen und Sümpfen, kleinen Inseln und Kanälen. Weite Flächen sind mit übermannshohem Schilfrohr bewachsen, durch dessen Dschungel enge Wasserpfade für die schmalen, langen Boote der Ma'dan führen.

Die Entdeckung der eigentümlichen Lebensgewohnheiten der Marschbewohner war Anlaß zu manchen ethnologischen Spekulationen. Man glaubte, in ihnen Nachfahren der Ureinwohner Mesopotamiens auf einer primitiven Kulturstufe gefunden zu haben. Wenn auch ihr einfaches Leben als Fischer und Züchter von Wasserbüffeln, wenn auch die Art ihres Haus- und Schiffsbaues dafür sprachen, so hat sich doch herausgestellt, daß von Resten einer Ur-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000146

einwohnerschaft nicht die Rede sein kann. Es stimmt zwar, daß das Leben dieser Marschbewohner heute noch sehr dem der Urbevölkerung vor der sumerischen Landnahme gleicht. Damals waren ja noch viel ausgedehntere Teile des südlichen Mesopotamiens Marsch- oder Sumpfgebiet, die erst durch spätere Damm- und Kanalbauten kultiviert werden mußten. Wenn auch immer neue Einwanderungswellen sich vermutlich zunächst in dem schon kultivierten Land ausbreiteten, so ist dennoch sehr unwahrscheinlich, daß sie die zwar unzugänglicheren, aber unmittelbar angrenzenden Sumpfgebiete völlig verschonten.

So haben sich nach der Niederschlagung des großen Sklavenaufstandes im 9. Jahrhundert Reste des Sklavenheeres in die Sümpfe zurückgezogen. In den Salpetergruben östlich von Basra arbeiteten Tausende unter unmenschlichen Bedingungen. Ali ibn Mohammed, ein politischer Abenteurer, der sich als direkter Nachkomme des Propheten ausgab und von seinen Feinden ›der Abscheuliche‹ genannt wurde, verstand es, den Haß der Verzweifelten mit religiösen Motiven zu verbinden und durch Demagogie für seine politischen Ziele nutzbar zu machen.

Als 869 die Revolte ausbrach, erhielten die Aufständischen bald von vielen Unterdrückten und Unzufriedenen im Land Zulauf. In den Städten, die sie überfielen, geschahen furchtbare Blutbäder und Verwüstungen. Bei der Eroberung Basras im Jahre 871 soll es an die 300000 Tote gegeben haben. Zwölf Jahre kämpften die Truppen des Kalifen ohne Erfolg gegen die Aufständischen, dann gelang die Belagerung der Stadt Mokhtara, die sich nach zwei Jahren ergeben mußte. Viele Sklaven sollen in die Sümpfe entkommen sein. Das Haupt Alis war die Siegestrophäe der Soldaten des Kalifen.

Von der Hauptstraße führte ein nicht sehr hoher Damm immer tiefer ins Sumpfgelände. Ich fuhr zwischen zwei Wänden aus Schilfrohr, die mir jede Sicht nahmen; über mir nur das wolkenlose Blau des Himmels. Gelegentlich raschelte es im Rohrdickicht. Ich dachte an die Wildschweine, die sich hier im sumpfigen Schilfdschungel rudelweise aufhalten und von deren Gefährlichkeit man mir erzählt hatte. Aber auch wegen der giftigen Wasserschlangen wagte ich nicht, den Wagen zu verlassen.

Gelegentlich kreuzte ich eine Schneise im Schilfwald. Hier war

tieferes Wasser; in einer leichten Strömung wedelten grüne Algenbärte. Ein paar Wildenten flatterten auf. In der Schneise erhöhte sich der Damm ein wenig; führte über eine geländerlose Brücke und senkte sich dann gleich wieder. Bei Durchlässen dieser Art konnten Boote von einer Seite des Dammes zur anderen. Hier konnte man es am deutlichsten sehen, daß das Wasser sich langsam nach Südosten bewegte, dem Schatt el Arab und dem Persischen Golf zu.

Es roch nach Holzfeuer; Palmkronen überragten das Schilf. Der Weg wurde breiter, der Damm ging in ein kleines Stück Festland über, auf dem einige Rohrhütten standen. Zwischen den Stämmen schimmerte es blau, eine weite Wasserfläche, in der sich der Himmel spiegelte. Im Blau schwammen kleine Inseln, die zum Teil auch mit Palmen und Hütten bestanden waren. Dazwischen schob sich hier und da der Schilfwald vor oder bildete zurückweichend ruhige Buchten. Ich selbst stand auf einer Insel am Übergang zwischen Sumpf- und Seengebiet. Der Dammweg führte nicht weiter, aber am Ufer des kleinen Festlandes waren die schmalen Boote festgemacht, deren Form mit den hochgezogenen Bugschnäbeln an venezianische Gondeln erinnerte.

Diese Bauweise ist seit Jahrtausenden unverändert. Die Bootsmodelle, die man in den Königsgräbern von Ur fand, haben das gleiche Aussehen. Der hochgezogene Bug ist kein bloßer Zierat, sondern dient dem Zweck, bei der Fahrt durch die Schilfwälder das Dickicht zu durchschneiden und die Rohre zur Seite zu schieben.

Aus einer der Hütten trat ein Mann und trieb die Kinder zurück. Er lud mich ein, mit ihm Tee zu trinken.

Seine Hütte war ein schönes Stück einfachster Architektur. Lange Schilfrohre hatte man zusammengebündelt und in zwei parallel verlaufenden Reihen wie Säulen in die Erde gesteckt. Die oberen Enden gegenüberstehender Bündel hatte man dann zusammengebunden, so daß Rundbögen entstanden waren. Über dieses Bogengerippe hatte man dann geflochtene Schilfmatten gelegt; das Tonnengewölbe einer Hütte war fertig. Stirn- und Rückseite waren jetzt leicht mit dem gleichen Material abzudichten. Man ließ nur einen Eingang frei, der zugleich auch die einzige Lichtquelle darstellte, so daß es recht dämmrig im Innern war. Dazu schwelte noch nahe dem Eingang ein Feuerchen, dessen Rauch mir in den Augen brannte. Einziges Brennmaterial waren getrocknete Schilf-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000148

rohre, die ein Junge nach und nach immer weiter ins Feuer schob. Wie in den Zelten der Beduinen war auch hier der Hausrat äußerst karg, ein paar Schüsseln und Platten aus Kupfer. Während aber bei den Beduinen Teppiche, Kissen und Felle hervorstachen, fiel hier auf, wie viele Dinge aus dem Rohr des Schilfes gemacht werden konnten: Sitzmatten, Taschen, Körbe, Abstelltischchen, ein kleiner Besen, alles war wie das Haus selbst aus dem gleichen Material gefertigt.

Sir L. Woolley hat Reste ähnlicher Schilfbauten in den tiefsten Schichten von Ur gefunden. Er vermutete nun, daß dieses Schilfhaus das Vorbild für die gesamte sumerische Ziegelarchitektur wurde, denn schon im prähistorischen Schilfhaus Mesopotamiens gab es Säulen und Tonnengewölbe. Was lag näher, als diese Form im Ziegelbau nachzuahmen? Alle Mauern sakraler Gebäude zeigen halbrunde oder eckige Pfeiler, die an die Halbsäulen der Schilfhäuser erinnern. Beim ersten Bau des Tonnengewölbes aus Ziegeln mag der Zufall geholfen haben. Schon sehr früh legte man auf die Außenseite des Rohrgewölbes eine dicke Lehmsicht zur besseren Abdichtung. Woolley meint nun: Wenn ein solches Schilfhaus zufällig niederbrannte – was ja bei dem getrockneten Material leicht geschehen konnte und auch noch heute oft geschieht –, »mochte ein Teil des Daches mit dickem Lehmverputz, durch die Hitze gehärtet, stehenbleiben, und so war ein Bogen entstanden. Um einen wirklichen Bogen zu bauen, brauchte man nur Ziegelsteine über ein Schilfgerüst zu legen. Die gleiche Methode konnte bei einem Gewölbe angewandt werden. Doch bald entdeckten die Bauleute, daß ein Gewölbe freitragend sein konnte; ein Tonnengewölbe wurde hergestellt, indem man Ziegelsteine so übereinanderschichtete, daß sie einen Bogen bildeten, an den weitere Bogen angefügt wurden. Diese Technik wurde während der ganzen babylonischen Geschichte angewandt und fand ihre höchste Vollendung in dem großen Hof des Sassaniden-Palastes in Ktesiphon, bei dem das freitragende Gewölbe eine Spannweite von nicht weniger als 25,80 m besitzt.«

Wenn man unter dem hohen Gewölbe der Palasthalle von Ktesiphon gestanden hat und ihr Bild mit dem kleineren Tonnengewölbe eines Schilfhauses verglich, so war wirklich eine Ähnlichkeit festzustellen. War es nur Zufall, oder hatte Sir Woolley recht,

daß es sich hier um Anfang und Höhepunkt einer durchgehenden architektonischen Entwicklung handelte?

Als ich nach einigen Glas Tee das rauchgedunkelte Gewölbe meines Gastgebers verließ, hatte sich das Licht verändert. Vom Meer kam eine graue Wolkendecke heraufgezogen und drohte Regen zu bringen. Als ich den Wagen zur Rückkehr wandte, zog ein Nachbar meines Gastgebers zum Fischfang aus, nicht mit Angel oder Netz; am langen Schaft trug er einen Fünfzack mit Widerhaken, womit er die Fische im Wasser spießen konnte. Das untere Ende des Schaftes diente ihm dazu, sein Boot vorwärtszustaken. Für Bootsfahrt und Fischfang hatte er auf diese Weise immer das Rechte zur Hand.

Von der Hauptstraße war es nicht mehr weit bis Gurna. Es war ein erhabenes Bild, den Schatt el Arab aufwärtsblickend, ein Stück weit die beiden Flußläufe von Euphrat und Tigris verfolgen zu können. Am jenseitigen Ufer stand eine dichte Palmenwand. Der aufkommende Wind blähte die weißen Segel kleiner Lastboote, deren Führer sich mit langgezogenen Rufen über die Weite des Wassers miteinander verständigten. Über eine Euphratbrücke gelangte man auf die Landzunge, die durch den Zusammenfluß von Euphrat und Tigris gebildet wird. Unter Palmen liegt hier die kleine Ortschaft Gurna, ein mesopotamisches Confluentia. Hier war nach der Legende der Araber die Urheimat des Menschengeschlechts, der Garten Eden. Ein paar Zehnjährige führten mich zum Baum der Erkenntnis von Gut und Böse. Es war eine alte knochige Tamariske. Kein Cherubim bewachte das Paradiesesgärtlein; ein kleines, schmutziges Evchen bettelte um ein Bakschisch.

Bald hinter Gurna fielen die ersten schweren Regentropfen; ich ahnte noch nicht, welches Verhängnis mir bevorstand. Im Basar von Amarra wollte man mich überzeugen, daß es zwecklos sei, jetzt weiter nach Bagdad zu fahren. Der asphaltierte Teil der Straße sei zu Ende und die vor mir liegende Piste sei so aufgeweicht, daß ich nicht vorankomme. Ich solle warten, bis die Sonne in zwei oder drei Tagen den Boden wieder getrocknet habe. Nun machte die Kleinstadt trotz des verlockenden Hinweises, daß es ein Lokal mit schönen Tänzerinnen gebe und die Mädchen von Amarra die schönsten im ganzen Irak und keineswegs so zurückhaltend wie sonstwo seien,

einen so trostlosen Eindruck auf mich, daß ich vorzog, den Schönen von Amarra unbesehen den Rücken zu kehren. Ich vermutete hinter den wohlgemeinten Ratschlägen zuhälterischen Geschäftssinn und tat den braven Leuten damit Unrecht, denn bald zeigte sich, wie gut ich getan hätte, in Amarra zu warten. Zunächst war der Weg noch einigermaßen befestigt, aber bald wurde es schlimm. Im unreifen Trotz, Begonnenes nicht aufgeben zu wollen, fuhr ich weiter. Die Piste war so schlammig, als hätte man eine fünf Zentimeter dicke Schicht Schmierseife auf die Fahrbahn gestrichen. Die Räder fanden keinen Halt und drehten sich dampfend. Kilometer um Kilometer arbeitete ich mich vor. Wenn sich der Wagen um hundertachtzig Grad gedreht hatte, fuhr ich solange rückwärts, bis er sich das nächste Mal wieder einmal quer zur Fahrbahn stellte. Kein Baum, kein Haus war in der ungeheuren Weite; unbebautes Land; nur im Osten bildete die Kette der persischen Grenzberge eine große Barriere. Weiß leuchtete es von den langgezogenen Rücken: Schnee.

Für die zweihundert Kilometer lange Strecke bis Kut, wo die Asphaltstraße wieder begann, brauchte ich zwei Tage. Erschöpft übernachtete ich in irgendeinem Dorf, wo ich zwei europäische Landwirtschaftsberater der Regierung traf, die sich mit einem Jeep nach Amarra durchpflügen wollten. Es war der einzige Wagen, der mir in den beiden Tagen begegnet ist. Die Orientalen warteten ab, bis die Fahrbahn wieder trocken war; nur die Europäer ließen sich von Terminen tyrannisieren.

Wie lange ist Kurdistan noch wild?

Blutrache in Mosul

Nach Mosul solle ich möglichst nicht fahren, hatten mir arabische Freunde in Bagdad geraten, weil dort seit Monaten ein bürgerkriegähnlicher Zustand herrsche. Andere meinten, daß mir als Europäer nichts geschehen werde, wenn ich nur alle sich anbahnenden Krawalle meiden würde. Begierig, die im Norden liegenden Städte der Assyrer (Ninive, Nimrud und Assur) zu besuchen, fuhr ich am Ende des Fastenmonats Ramadan tigrisaufwärts, um mich für mehrere Tage im Bahnhofshotel von Mosul einzuquartieren und von dort Ausflüge in die Umgebung zu unternehmen.

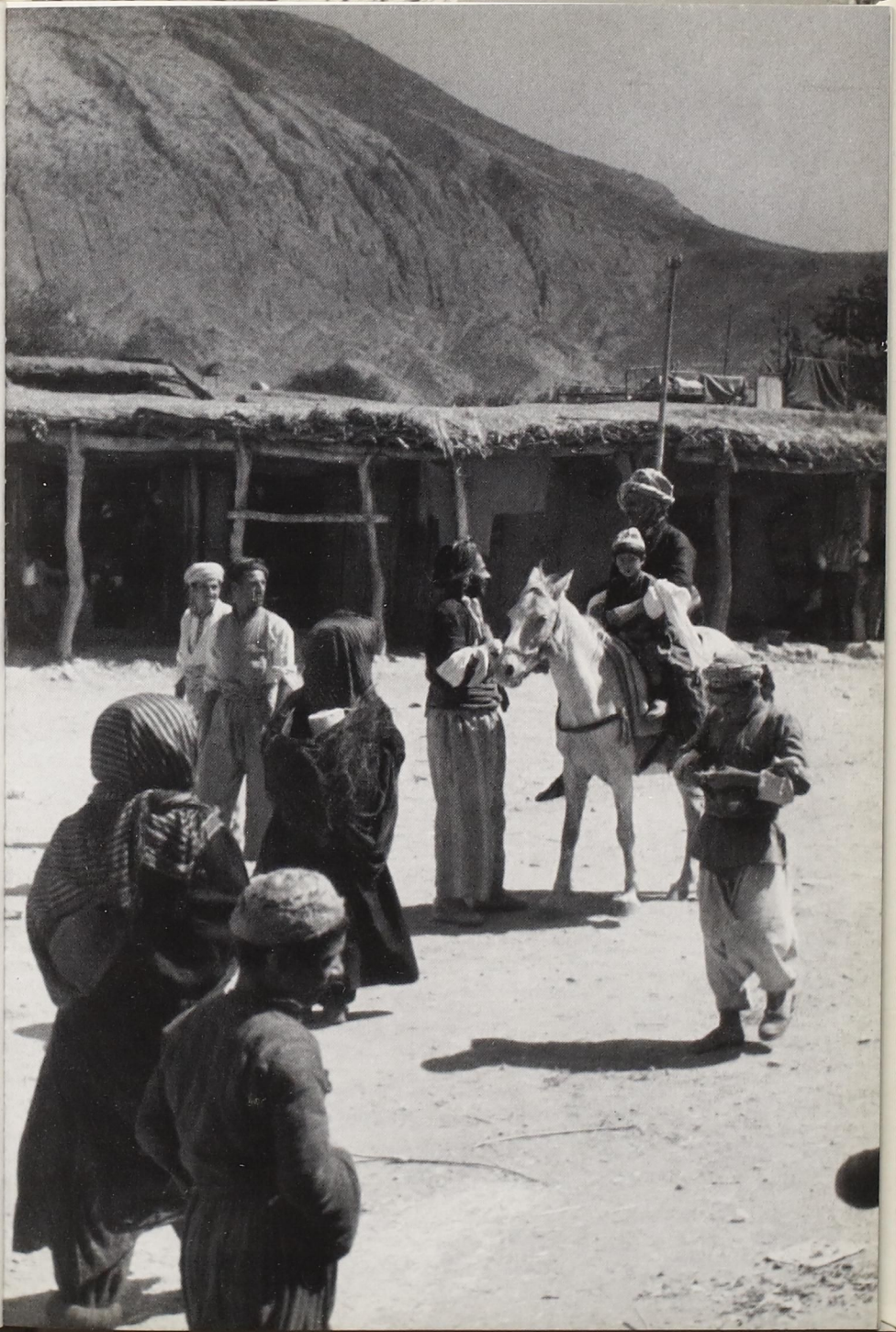
Die Umstände, die zum blutigen Zwist der Einwohner miteinander geführt hatten, verdeutlichen etwas die innenpolitischen Schwierigkeiten, vor denen die jungen arabischen Staaten stehen.

Offiziere, die mit Kassems Politik unzufrieden waren, hatten im Februar 1959 versucht, von Mosul aus das Regime zu stürzen. Sei es, daß die erwartete Unterstützung der Truppen in anderen Teilen des Irak ausblieb, sei es, daß das Unternehmen von vornherein schlecht vorbereitet war, die Rebellion wurde nach wenigen Tagen niedergeschlagen.

Nassers Propagandafunk versuchte jedoch, die arabische Öffentlichkeit gegen Kassem einzunehmen: Der Aufstand zeige, daß seine Politik im Volke unbeliebt sei. – Die wenige Wochen dauernde Eintracht zwischen Kassem und Nasser im Kampf gegen die westlichen ›Imperialisten‹ war inzwischen unversöhnlichem Haß gewichen. In Bagdad behauptete man sogar, daß die Revolte von Kairo inspiriert gewesen sei, um Kassem durch innenpolitische Komplikationen in der arabischen Öffentlichkeit zu diskreditieren.

Die Rebellion des Militärs wäre mit der Verurteilung der verantwortlichen Offiziere schnell vergessen gewesen, wenn sie nicht

25 Kurden auf dem Dorfplatz



Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000153

27 *Fahnen und Hände zur Abwehr böser Geister auf einem Grabhügel*

28–29 *Hirten in Kurdistan*

26 *Mittagsrast*

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000154

r Geister

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000155

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000156

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000157

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000158

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000159

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000160

Anlaß blutiger Auseinandersetzungen in Mosul geworden wäre. Als sich der Fehlschlag der Revolte immer deutlicher zeigte, glaubte der kommunistisch gelenkte Mob der Stadt die Stunde gekommen, lang aufgestauten Haß an den reicheren, zum großen Teil nationalistisch gesinnten Bürgern auszulassen, von denen einige mit den revoltierenden Militärs sympathisiert hatten. Tagelang herrschte Anarchie. Häuser wurden geplündert und in Brand gesteckt. Die genaue Zahl der Toten wurde offiziell nie bekanntgegeben. Angeblich soll der Mob dreitausend Menschen umgebracht haben. Wer noch flüchten konnte, kam nach Bagdad, um bei Verwandten oder Freunden Schutz zu suchen.

Die Kommunisten spielten die Rolle der loyalen Partei und propagierten das Massaker in Mosul als ihren Beitrag zur Niederwerfung des Aufstandes. Kassem war zunächst gezwungen, über diese Ausschreitungen hinwegzusehen, ihnen sogar mehr Macht im Staatsapparat einzuräumen, um sich innenpolitisch nicht völlig zu isolieren.

Als aber der subversive Charakter der kommunistischen Machenschaften deutlicher wurde und es schon bedenklich nach einer Machtergreifung der Kommunisten im Irak aussah, schwenkte Kassem um. Die Friedenspartisanen, die fast schon zu einer zweiten Armee im Staat geworden waren, mußten ihre Waffen abliefern. Mit einzelnen Prozessen gegen Rädelsführer beim Mosuler Blutbad wollte Kassem zeigen, daß er von den Kommunisten abrückte und das Vertrauen bürgerlicher Kreise suchte.

Aber die vom Massaker betroffenen Familien sannen auf Vergeltung. Sie wollten ihre private Rache. Die Tätigkeit der staatlichen Justiz betrachteten sie skeptisch. Durch sie konnte die Ehre ihrer Familie nicht wiederhergestellt werden. Das alttestamentliche Ethos des ›Auge um Auge, Zahn um Zahn‹, das Ethos der Blutrache, steckt selbst bei der städtischen Bevölkerung immer noch tiefer im Bewußtsein als das Vertrauen auf die Aufrechterhaltung der Ordnung durch die Staatsorgane. Der Umschwung im innenpolitischen Kräftespiel führte nun dazu, daß die Blutrache in Mosul durch Monate hindurch täglich ihre Opfer forderte.

30 oben: Kanal in Basra
unten: Entladen der Flußschiffe
31 Junger Bootsführer auf dem Schatt el Arab
32 Bäuerin beim Brotbacken

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000161

Am hellen Tage wurden Angehörige kommunistischer Familien auf der Straße erstochen oder niedergeschossen. Um nicht selbst in die privaten Racheakte verwickelt zu werden, wagten weder Passanten noch Polizeistreifen auch nur die Leichen beiseite zu schaffen.

Wo das öffentliche Leben sich noch so archaisch in seinen Leidenschaften äußert, droht in jedem Augenblick die dünne Schicht staatlich institutioneller Ordnung zu zerreißen. Die plötzlichen Umschwünge in den Ländern des Vorderen Orients sind Symptome einer emotionalen Unruhe. Jede Regierung ist entweder völlig machtlos oder muß sich diktatorisch durchsetzen, wenn die Opposition auf sublimere Methoden ihres Kampfes um die Macht verzichtet und bei der ersten Gelegenheit zum Umsturz greift.

Der Streik einiger hundert Arbeiter wegen zu geringen Lohns, die Unzufriedenheit der Studenten mit einem Prüfungsergebnis können jederzeit die Initialzündung für die Explosion des gesammelten Sprengstoffs aus gehemmter Kritik und aufgestautem Unmut im Lande sein.

In Mosul feierte man das Ende des Fastenmonats Ramadan. Die Straßen waren voll festlich gekleideter Menschen, deren Gesichter nicht verrieten, daß sie seit Jahren bis aufs Messer miteinander verfeindet waren. Die bunten Gewänder der Kurden stachen hervor. Die Männer trugen zur kurzen, eng anliegenden Jacke bauschige Hosen; um die Taille hatten sie einen dick gewundenen Strang farbigen Stoffs gebunden. Von einem breit geschlungenen Turban fielen Fransen in die Stirn. Die knalligen Farben an den Kleidern der unverschleierten Kurdinnen waren eine Freude für die Augen, die in Bagdad die Frauen nur im tristen Schwarz der arabischen Abba oder in mittelmäßigen europäischen Kleidern sahen. Auch die Kurdinnen trugen bis zu den Knöcheln gehende Pluderhosen, darüber, in der Farbe scharf abstechend, Rock und Bluse. Über das Ganze noch einmal ein meist goldgelbes oder rotes Tuch, eine verschobene Schürze, deren Zipfel nur über einer Schulter zusammengeknüpft waren. Der praktische Zweck dieses Tuches war nicht einzusehen; wahrscheinlich war es nur die Freude am farbigen Schmuck.

Aus allen Gassen schob es sich zur neuen Tigrisbrücke hin; ich

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000162

ließ mich mittreiben in dem immer dichter werdenden Gedränge. Während die Frauen und Kinder zu den Wiesen am jenseitigen Flußufer strebten, war die Brücke selbst der Versammlungsort der männlichen Bevölkerung. Eine ununterbrochene Prozession zirkulierte auf ihr; rechts hinüber, Schwenkung, und links wieder herüber, abermalige Schwenkung. Neu ankommende Gruppen verschmolzen mit dem Strom. Diese Promenade hatte einen Sinn: jeder konnte jeden sehen. Entdeckten sich Freunde oder Verwandte im entgegenkommenden Menschenfluß, versuchten sie, sich auf der Fahrbahnmitte zu treffen und die umständlichen Förmlichkeiten der Festtagswünsche auszutauschen. Eine Stadt gab hier ihren großen Empfang, an dem jeder teilnehmen konnte.

Auf dem Frühlingsgrün der Uferwiesen bildeten Frauen und Mädchen entzückende Farbgruppen. Ein Mann bewegte mit seiner Muskelkraft ein primitiv gezimmertes Karussell, von dem die Stimmen froher Kinder herüberschallten. In den Feldern und auf den Schutthügeln des assyrischen Ninive jenseits des Stroms sah man kleine Gruppen von Spaziergängern.

Gegen Abend ließ ich mich in einem Fiaker zum schiefen Minarett der großen Moschee Djami el Kebir fahren. Dieser Ziegelsteinturm, Wahrzeichen von Mosul, ist der letzte Rest einer Moschee, die im 12. Jahrhundert an der Stelle einer alten, dem heiligen Paulus geweihten Kirche gebaut worden war. Die Basis besteht aus einem riesigen Kubus, der selbst schon weit über die umliegenden Häuser emporragt und dessen Außenwände durch die bloße Anordnung der Backsteine interessante geometrische Ornamente zeigen. Auf dem Kubus steht der schlanke Zylinder des eigentlichen Minaretts wie der schräge Stamm einer vom Wind gebeugten Palme. Das Auge erwartet jeden Augenblick, daß der Turm entweder in seine Symmetrieachse zurückschwingt oder sich ganz zur Seite neigt und umkippt.

Junge Burschen nahmen mich mit zu dem Absatz, der durch Kubus und Zylinder gebildet wird. Im Hof unter uns versammelte sich allerlei Volk. Man wartete auf den Untergang der Sonne, um die schmale Sichel des Neumonds zu sehen, dessen erstes Erscheinen gestern abend durch Böllerschüsse verkündet worden war. Entscheidend für das Ende des Fastenmonats ist nämlich nicht der nach astronomischer Berechnung aufgestellte Kalender, der den

ersten Tag des Neumonds ja genau vorher bestimmt, vielmehr muß sein erstes kurzes Erscheinen am westlichen Abendhimmel von einer Gruppe höchster Priester selbst gesehen werden. Lassen die atmosphärischen Lichtverhältnisse oder die Wolken die Sicht der dünnen Mondsichel nicht zu, dann will Allah eben, daß die Gläubigen noch weiter fasten, bis zum nächsten oder übernächsten Abend.

Die Leute im Hof unter uns wollten sich nun am zweiten Abend selbst vergewissern, daß der Neumond am Himmel stand. Erregung packte sie, als die Sonne den Horizont berührte und dann schnell versank. War der Himmel nicht noch viel zu hell, um das junge Mondlicht zu sehen? Aber da kamen schon die Rufe entzückten Erkennens. Im gelben Abendlicht schwamm fahl ein zierliches Mondschiff. Befriedigt zerstreuten sich die Leute aus dem Hof in die umliegenden Gassen. Als ich durch die Straßen dem Bahnhofshotel zuwanderte, lagen sie still und verlassen. Aus den Häusern roch es nach Gebratenem. Vier Tage würde das große Fest dauern.

Vom Hotelzimmer aus konnte ich jeden Abend das Schauspiel sehen, wenn der einzige Zug des Tages nach Bagdad abfuhr. Schon viele Stunden vorher sammelten sich die Reisenden auf dem Bahnsteig, von Verwandten und Freunden begleitet. Kurdische Dörfler aus den Bergen, ihre Habe in ein großes Tuch gewickelt; Studenten und Kaufleute aus Mosul in europäischen Anzügen; Soldaten, die wieder zu ihrer Garnison mußten; Beduinen, die aus irgendwelchen Gründen in die Hauptstadt wollten. Große Familien richteten sich gemütlich auf dem Bahnsteig ein, hockten im Kreis, kochten sich Tee. Wer müde war, streckte sich vor Abfahrt des Zuges noch zu einem Schläfchen auf dem Boden aus; hungrigen Kindern wurde die mütterliche Brust gereicht. Dazwischen Bettler, Händler, die Früchte oder Fladenbrot, saure Milch oder Tee verkauften. Das rannte und schrie durcheinander, steigerte sich zum Tumult, wenn eine Stunde vor Abfahrt die Wagen ins Gleis geschoben wurden.

Gepäckstücke wurden hineingeworfen und wieder herausgezerrt, weil den Besitzern – offensichtlich Analphabeten – gesagt wurde, daß sie ins falsche Abteil gestürzt waren. Da wurde geschimpft und gestritten, während Familienangehörige und Freunde laut heulend sich immer wieder um den Hals fielen, schluchzten und mit Küssen voneinander Abschied nahmen. Die arabischen Szenen des Ab-

schieds sind unvergeßlich. Ältere Männer jammerten, als zöge ihr Bruder oder Freund in ewige Verbannung, wenn er nur eine kleine Reise nach Bagdad unternahm und in wenigen Tagen wieder zurück war. Gewiß ist da auch theatralische Zurschaustellung; man hat keine Hemmung, seine Gefühle zu zeigen. Der Araber ist nicht so distanziert individualistisch, wie wir es im allgemeinen sind; wo er sich vom Freund oder Verwandten trennt, mit dem er ja viel mehr gemeinsam hat als wir, da ist seine sensible Seele schmerzlich berührt, gegen allen Trost der Vernunft.

Ninive – ›schöne, liebe Hure‹

»Mache dich auf und gehe in die große Stadt Ninive und predige wider sie! Denn ihre Bosheit ist heraufgekommen vor mich.«

Als der Herr so zum Propheten Jonas sprach, war Ninive schon eine uralte Stadt.

Ninive, heidnische Größe und heidnische Sünde! »Hier ist der Schätze kein Ende und die Menge der allerköstlichsten Kleinode.«

»Schöne, liebe Hure, die mit Zauberei umgeht!« – Macht! Reichtum! Sünde! Ein Greuel vor dem Herrn!

Am großen Id-Fest war ich nicht allein auf dem gewaltigen Schuttdamm, der heute noch den Verlauf der zwölf Kilometer langen Stadtmauer aus dem 7. Jahrhundert v. Chr. anzeigt. Überall Gruppen farbiger Tupfen; Kinderrufe; kurdische Familien, die aus Mosul über die Tigrisbrücke gekommen waren, um von den Trümmerbergen des alten Ninive hinüberzusehen zu den Kuppeln und Minaretts ihrer Stadt. Über frühlingsgrünem Hügelland leuchteten die Schneefelder der kurdischen Bergketten.

Der Tigris plätschert nicht mehr an die Mauern der Stadt; er hat sein Bett weiter westwärts gelegt. Aber alle Straßen, die auf der linken Tigrisseite von Mosul wegführen, berühren oder durchqueren das weitgezogene Trümmerfeld des alten Stadtgebiets. Wo die modernen Asphaltstraßen die Stadtmauern durchstoßen, mußten tiefe Einschnitte gegraben werden. Hier wird am ehesten sichtbar, wie hochbewehrt die Stadt über der Flußebene lag.

Ich stieg einen Hügel hinauf, der nach dem Lageplan die Reste

des Palastes König Sanheribs bergen mußte. Er war ein Mann vom Typ unserer Barockfürsten, beherrscht von einer ungestümen Baulust. Er hatte die umfangreichen Verteidigungsmauern mit den fünfzehn großen Toren errichten lassen, deren Einschnitte in den Schuttwall ich deutlich erkennen konnte. Reliefs, fein wie Zeichnungen und von bewegter Lebendigkeit, erzählten an den Wänden seines Palastes von königlichen Jagden und Eroberungen. Auf den Zügen in fremde Länder sammelte er Pflanzen und Tiere für seine botanischen und zoologischen Gärten, die er in Ninive hatte anlegen lassen. Meilenweit führte er in einem Aquädukt das gute Wasser einer Gebirgsquelle in die assyrische Hauptstadt.

Soldaten liefen mir entgegen und wiesen mich zurück. Als ich nichts verstand und zögerte, wurden sie energisch. Später erzählte man mir in der Stadt, daß sich auf dem Hügel eine Funkstation der irakischen Armee befände. Militärtechnik des 20. Jahrhunderts auf den Palasttrümmern eines Königs, der sich vor mehr als zweieinhalb Jahrtausenden schon intensiv mit der Konstruktion von Kriegsapparaturen beschäftigt hatte. Er hatte wohl die ersten Belagerungsmaschinen gebaut. Im Bagdader Museum kann man ein Relief aus seinem Palast betrachten, auf dem sich assyrische ›Froschmänner‹ unter dem Feuerbeistand der Bogenschützen mit Hilfe aufgeblasener Schwimmhäute an eine vom Wasser umgebene feindliche Stadt herankraulen.

Die Interessen seines Enkels Assur Banipal mußten intellektueller gewesen sein. Ursprünglich zum Gelehrten erzogen, legte er eine ungeheure Bibliothek von Keilschrifttontafeln an, die religiöse, wissenschaftliche und literarische Werke umfaßte. Über zwanzigtausend Tafeln dieser Bibliothek wurden Ende des 19. Jahrhunderts von englischen Archäologen gefunden und werden heute im Britischen Museum aufbewahrt. Alte sumerische Texte ließ er ins Assyrische übersetzen; seinem Sammeleifer verdankt man die Kenntnis des sumerischen Gilgamesch-Epos und die babylonische Version der Sintfluterzählung.

Die Werke des baubeflissenen Sanherib und seines gelehrten Enkels sind Resultate einer schon langen Geschichte. Die Sumerer haben hier das Fundament errichtet, auf dem Babylonier und Assyrer, aber auch die Ägypter, später Hellas und Rom weiterbauen konnten.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000166

Im 4. Jahrtausend begann man hier schon Zeit und Raum zu messen. Der Kreis wurde in dreihundertsechzig Grad geteilt, der Tag in zwölf Stunden und die Stunde in sechzig Minuten gegliedert. Hier wurde der Pflug erfunden und die Idee der Schrift geboren, bis heute sublimstes Werkzeug aller fortschreitenden Forschung.

Funkstationen auf den Trümmerbergen Mesopotamiens! Sind das wirklich zwei so verschiedene Welten? Oder kommt vielleicht mit der modernen Technik eine Bewegung zurück, die vor Jahrtausenden hier ihren ersten genialen Anstoß bekommen hatte?

Nach dem Tode des gelehrten Königs Assur Banipal (630 v. Chr.) ging es mit dem assyrischen Reich schnell bergab. Bald geschah, was der Prophet der »mörderischen Stadt, die voll Lügen und Räuberei ist und von ihrem Rauben nicht lassen will«, prophezeit hatte: ihr Untergang im Ansturm der Meder.

»Aber die Tore an den Wassern werden doch geöffnet, und der Palast wird untergehen. Die Königin wird gefangen weggeführt werden und ihre Jungfrauen werden seufzen wie die Tauben und an ihre Brust schlagen.«

»Ich will dich ganz greulich machen und dich schänden und ein Schauspiel aus dir machen, daß alle, die dich sehen, von dir fliehen und sagen sollen: Ninive ist zerstört; wer will Mitleiden mit ihr haben?«

Als Zeuge der Erfüllung dieser furchtbaren Prophezeiung wanderte ich auf den zu Staub zerfallenen Resten der alten Pracht. Mein Ziel war nun die Moschee Nebi Junis auf einem zweiten, kleineren Schutthügel, wo Christen und Moslems das Grab des Propheten Jonas verehren und einen Knochen des Fisches als Reliquie aufbewahren, in dem Jonas wegen eines Ungehorsams gegenüber Gott drei Tage und drei Nächte zugebracht haben soll. Die Moschee war ursprünglich eine christliche Kirche der Nestorianer.

Von weitem sah es aus, als hätte sich ein Schwarm bunter Zugvögel auf dem Hügel niedergelassen, so dicht lagerten die Festtagspilger in ihren leuchtenden Trachten an den Hängen unterhalb der Wallfahrtsmoschee. Beim Näherkommen entdeckte ich, daß das farbige Gewoge einen mohammedanischen Friedhof bedeckte. Zwischen den verfallenden Gräbern hockten die Familien, spielten die Kinder; junge Männer gingen durch die Reihen und priesen laut ihr öliges süßes Backwerk an.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000167

Das Gedränge auf der steilen Treppe zur Moschee ließ mich zögern. Hunderte von Moslems schoben sich zum wunderwirkenden Grab des Jonas hinauf.

Ein Polizist nahm mich wie ein Kind bei der Hand und bahnte mir, mit seiner Dienststimme den allgemeinen Lärm noch übertönend, einen Weg durch die Menge aufwärts, an den Verkaufsständen vorbei, wo Nüsse und Zuckerwerk angeboten wurden. An der Pforte zum Innenhof, wo das Geschiebe fast lebensgefährlich wurde, übergab er mich einem der Türhüter, der mich weiter in das Innere führen sollte.

Die Schuhe in der Hand, stand ich zum erstenmal in einer irakischen Moschee, denn im Gegensatz zu den islamischen Ländern am Mittelmeer war im Irak den Christen der Zutritt zu einer Moschee noch nicht gestattet. Nebi Junis bildete deswegen eine Ausnahme, weil die Reliquie auch von vielen Christen verehrt wurde, die im Nordirak lebten. Es war ein kleiner, dämmriger Säulenbau aus osmanischer Zeit.

In einer dichten Traube umlagerten vor allem Frauen ein Eisengitter, das sie immer wieder küßten, bis sie von den nachdrängenden zur Seite geschoben wurden. Ich wollte im Hintergrund stehenbleiben, aber mein Führer wollte mir wohl zeigen, welche Macht er hier besaß. Mit Hilfe seiner Stimme und der robusten Muskelkraft seiner Arme trieb er die Frauen auseinander, um mir einen Durchblick zu verschaffen. Unter einem grünen Tuch vermutete ich das Grab des Propheten. Als ich mich am Abend bei dem Hotelbesitzer in Mosul erkundigte, warum sich denn besonders viele Frauen vor dem Grab gedrängt und das Gitter geküßt hätten, sagte er mir, daß sie sich von einer Wallfahrt zum Propheten eine zahlreiche männliche Nachkommenschaft versprächen.

Märtyrer und Teufelsanbeter

Nur wenige Kilometer von den Ruinen des assyrischen Nimrud entfernt liegt ein kleines Kloster, in dem drei katholische Mönche des syrischen Ritus einem Waisenhaus für Jungen vorstehen. Es heißt Konvent des hl. Märtyrers Bahnam und untersteht dem Patriarchen von Antiochien.

Der Prior empfing uns in fließendem Französisch, das er bei den französischen Dominikanern in Mosul und während eines Studienaufenthaltes in Frankreich gelernt hatte. Er zeigte uns das für den Norden Mesopotamiens bedeutende christliche Bauwerk und erzählte uns die Geschichte des Klosters.

Bahnam war nach der Legende der Sohn eines assyrischen Königs mit dem Namen Sennecharib. Um das Jahr 382 n. Chr. unternahm er mit seinem vierzigköpfigen Gefolge eine Hirschjagd, die ihn zum Berge Maghib führte. Da man die Spur des Hirsches verloren hatte und von der Verfolgung erschöpft war, beschloß der Prinz, am Fuße des Berges die Nacht zu verbringen. Im Traum erschien ihm ein Engel, der ihn aufforderte, das auf dem Berg liegende Kloster des Mönches Mattei zu suchen. Am nächsten Morgen fand die Jagdgesellschaft den priesterlichen Einsiedler, der sie im christlichen Glauben unterrichtete. Mattei heilte sogar Sarah, Bahnams Schwester, deren Leib von Lepra entstellt war. Das Geschwisterpaar und die vierzig Gefolgsleute ließen sich taufen und wurden glühende Anhänger des christlichen Glaubens.

Als Sennecharib die Konversion seiner beiden Kinder erfuhr und seine Aufforderung zum Widerruf von ihnen abgelehnt wurde, beschloß er, sie töten zu lassen.

Auf dem Wege zu Mattei überfielen die Häscher des Königs die Geschwister mit ihrem Gefolge und massakrierten sie, während diese zu Gott um Verzeihung für ihre Mörder beteten.

Nicht lange nach dem Blutbad wurde der König von einer seltsamen Krankheit befallen, die, nachdem alle Mittel versagt hatten, schließlich von dem Mönch Mattei geheilt wurde. Gedemütigt und dankbar ließ Sennecharib nun an dem Ort des Massakers ein Mausoleum für seine Kinder bauen.

Einige Jahre später kam ein persischer Christ namens Isaak auf dem Wege nach Jerusalem vorüber, um dort Hilfe für seinen leidenden, ihm liebgewordenen Diener zu suchen. In der Nacht erschien ihm der Märtyrer Bahnam und heilte den kranken Diener. Aus Dankbarkeit baute Isaak neben dem Mausoleum ein Kloster, das bis heute ein Wallfahrtsort der rund fünfundzwanzigtausend Katholiken syrischen Ritus' im nördlichen Irak ist.

Wenn auch einige Teile des Grabmals und der Kirche ins 5. Jahrhundert datiert werden können, so stammt das meiste jedoch aus

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000169

der großen Restauration des Heiligtums im 12. Jahrhundert. In den Mosulmarmor ist der ganze Reichtum östlicher Ornamentik eingemeißelt. Byzantinische und islamische Bauformen sind ineinander verwoben.

An den für die Kultur Mesopotamiens verhängnisvollen Mongoleneinfall im 13. Jahrhundert erinnert eine Inschrift über dem Grab in syrischer, arabischer und mongolischer Sprache.

Der Mönch lud uns zum Kaffee in die Bibliothek des Konvents ein, wo uns neben theologischen Werken aus Frankreich auch einige alte Handschriften des Klosters gezeigt wurden. Während der Lärm der im Hof fußballspielenden Jungen heraufdrang, erklärte uns der Priester, daß die irakischen Christen mit dem Regime Kassem leidlich zufrieden sein könnten, weil er sich aus innenpolitischen Gründen allen religiösen und rassischen Minderheiten gegenüber tolerant zeige, jedoch müßten sie einem extrem arabisch-islamisch orientierten Regime immer skeptisch gegenüberstehen.

Schließlich bat er uns noch um eine Eintragung ins Gästebuch, in dem wir beim Blättern unter dem Jahre 1916 auf deutsche Namen stießen. Da dankte ein Oberst K. für genossene Gastfreundschaft; ein preußischer Unteroffizier und ein Obergefreiter hatten sich ebenfalls eingetragen. Sie waren im ersten Weltkrieg als Berater der türkischen Truppen hierher verschlagen worden.

Der Konvent des Märtyrers Bahnam war nur einer von mehreren Orten im Norden, wo sich aus vorislamischer Zeit christliche Tradition trotz des Ansturms der Moslems, Mongolen und Türken bewahrt hatte. Da sind nicht nur die Katholiken des syrischen Ritus, sondern auch solche des chaldäischen, armenischen und lateinischen Ritus. Neben den unierten, das heißt Rom angeschlossenen Katholiken gibt es auch noch die Gemeinden der freien Kirchen der Nestorianer, Gregorianer und Jakobiter. Außer in der Hauptstadt Bagdad findet man diese Christen vornehmlich in den Dörfern bei Mosul.

Ich hatte immer geglaubt, daß die Existenz dieser Sekten nur noch die Kirchenhistoriker beschäftigte; aber es gab sie wirklich noch: die Anhänger des Nestorius, Bischofs von Konstantinopel (gest. 451). Im christologischen Streit der frühen Jahrhunderte hatte er gelehrt, daß Maria nicht der Titel Gottesmutter zustehe, weil sie nur die menschliche Person Jesu geboren habe. Obwohl der Nestorianismus durch das 3. ökumenische Konzil von Ephesus (431) verworfen

wurde, konnten sich seine Anhänger im Osten außerhalb der Grenzen des Römischen Reiches halten und sogar im 8. Jahrhundert eine sehr erfolgreiche Mission in China ausüben. Die weniger zahlreichen Jakobiter vertreten dagegen wie die koptischen Christen den sogenannten Monophysithismus, wonach der menschliche Leib Christi nur ein Scheinleib war.

Westlich von Mosul liegt in der Wüste Jesira unweit der syrischen Grenze das kleine Gebirge Dschebel Sindschar, in dessen Tälern die Jasidis, die sogenannten Teufelsanbeter, wohnen. Ihr Glaube ist ein religionsgeschichtliches Unikum, wahrscheinlich ein Gemisch heidnischer, christlicher und islamischer Elemente. Sie beten den gefallenen Engel Gottes nicht an, sondern glauben, daß man diesem Beherrscher der Welt mit Ehrfurcht begegnen müsse, um ihn nicht zu reizen. Sie haben daher eine große Scheu, den Namen Satans zu nennen.

Ob das, was mein vielgereister und gerissener Koch Hussein als einziges von den Jasidis zu berichten wußte, auf Wahrheit beruht, konnte ich nicht überprüfen. Schmunzelnd berichtete er mir von der Schönheit der Jasidi-Mädchen. Wenn man einem dieser Mädchen begegne und es einem gelänge, mit einem Stock auf der Erde einen geschlossenen Kreis um sie zu ziehen, ergebe sich das Mädchen widerstandslos dem Willen des fremden Mannes.

Kein Platz mehr für Karl May

Die ausgedehnten Tabakfelder auf beiden Seiten der Straße zerstörten die Illusion, in der Schweiz oder in Österreich zu sein. Das Tal mit einer weiten flachen Sohle war von Bergketten flankiert, die sich gegen Osten immer höher übereinandertürmten; dort mußte irgendwo die persisch-irakische Grenze verlaufen. Die Konturen verschwammen im Dunst des heißen Tages. Das samtene Grau der Nordhänge war hier und da noch weiß gefleckt von Schneefeldern.

Wenige Maultierpfade überklettern die Kämme, auf denen im Sommer einige Nomadenstämme ziehen, um in entfernten Tälern fettere Weiden für ihre Schafe und Ziegen zu finden. Die Berghänge selbst zeigen nur das blanke Karstgestein; die Wälder sind schon

lange abgeholzt; das Erdreich wurde vom Wasser der Schneeschmelze und heftiger Regengüsse zu Tal gerissen.

Da der Talboden fruchtbar und wegen genügenden Regens eine künstliche Bewässerung entbehrlich ist, wird hier die Landwirtschaft intensiver als sonstwo im Irak betrieben. Tabak und Sommerweizen werden noch in entlegenen Hochgebirgstälern angebaut.

Zentrum des Gebietes ist die kleine Stadt Suleimania, wo ich einen jungen deutschen Ingenieur traf, der dort im Auftrag der Bagdader Regierung eine Zigarettenfabrik entworfen und mit örtlichen Arbeitern errichtet hatte; ein mühseliges Geschäft, denn er selbst hatte jeden Arbeiter anlernen müssen. Der Beton war mit der Hand gemischt und Korb für Korb zur Baustelle getragen worden. Jetzt warteten die leeren Hallen der kleinen Fabrik auf die in Deutschland bestellten Maschinen, mit deren Hilfe die Tabakblätter gleich im Anbaugebiet zu Zigaretten verarbeitet werden sollten; »wenn Allah es so will«, meinten die Kurden.

Gegenüber den Plänen Bagdads sind sie skeptisch. Ihr Drang nach Unabhängigkeit fürchtet eine immer stärkere Infiltrierung arabischer Interessen in Kurdistan; es ist das Südtirolproblem des Irak. In den Tälern träumt man sogar noch von einem autonomen Land der Kurden. Von Zeit zu Zeit greifen die Angehörigen eines Stammes auch zu den Waffen, um es den Regierenden in Bagdad zu beweisen, daß ihr Freiheitsdrang noch nicht erloschen ist. Die Kurdenaufstände gehörten zu den ständigen innenpolitischen Sorgen Kassems. Bald flammte es hier auf, bald dort; ganze Gebiete entzogen sich für Wochen und Monate seiner Kontrolle. Aus ihren Schlupfwinkeln operierten die Aufständischen taktisch geschickt, überraschten die Truppenteile der Armee mit Gewehr- und Granatwerferfeuer.

Aber der politische Erfolg blieb ihnen versagt. Die Nachbarstaaten Türkei und Persien, die ihr eigenes Kurdenproblem haben, waren bei allem Gegensatz zu Kassem nicht daran interessiert, das Autonomiestreben der irakischen Kurden zu unterstützen, da es Rückwirkungen im eigenen Land gehabt hätte. In Bagdad konnte man allerdings gelegentlich Gerüchte hören, wonach die Unruhen, je nach der augenblicklichen Tendenz Kassems, von Moskau, Kairo oder gar London unterstützt werden sollten, um die Bäume des Generals nicht allzu hoch in den Himmel schießen zu lassen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000172

Einen bleibenden Erfolg konnten die Kurden auch deswegen nicht erringen, weil sie selbst viel zu uneins waren. Dörfer und Stämme sind miteinander verfeindet; zwischen vielen Familien herrscht noch die Blutrache. Kaum ein Kurde verläßt ohne Waffen das Dorf; nicht nur weil es in den entlegenen Tälern noch Wölfe, Bären und große Bergpanther gibt, sondern auch, weil man irgendwo den Angehörigen einer verfeindeten Sippe begegnen könnte. Schlimm wäre es, dann ohne Waffen zu sein.

Bei einem Ausflug mit dem deutschen Ingenieur, der von Freund und Feind in der Gegend respektiert wurde, passierten wir ein Dorf, wo es in der vorangegangenen Nacht ein stundenlanges Gefecht gegeben hatte. Männer eines seit langem verfeindeten Dorfes hatten sich in der Dunkelheit herangeschlichen, die Häuser umstellt und ein wildes Gewehrfeuer eröffnet, das bald von den Überraschten erwidert wurde. Bis zum Morgengrauen dauerte das Hin und Her der Kugeln, wobei es allerdings nur einige Verwundete gegeben haben soll. Als viele Stunden später das Militär aus Suleimania anrückte, wollte niemand etwas gehört und gesehen haben, auch die Überfallenen nicht.

Wir kamen tiefer in die Berge. Die Dörfer erinnerten in der Anlage an die in einigen Gegenden der Abruzzen. In Rängen standen die Häuser am Berghang übereinander, so daß man von dem jeweils höheren Rang über die Flachdächer der vorstehenden Häuser hinwegblicken beziehungsweise hinwegschießen konnte. Aus wenig behauenen Felsblöcken gebaut, unterschieden sie sich kaum von der Farbe der Wände und Berghänge hinter ihnen.

Im Tal weideten Schaf- und Ziegenherden. Zottige Hunde trugen Halsbänder mit lang herausragenden Eisenspitzen, die beim Kampf mit Wölfen vor dem tödlichen Biß in die Halsschlagader schützen sollten. Unter den Kötern waren alte Kämpen, mit Narben bedeckt, die sie sich bei Wolf und Bär geholt hatten. Wir drehten die Fenster des Wagens hoch, wenn sie wild kläffend uns entgegenschossen.

Die Bewohner eines Dorfes hatten ein kunstvolles System der Wasserverteilung angelegt. Ein Bach speiste oberhalb der Ansiedlung viele kleine Wasserarme, die in Steinrinnen an den Häusern vorbeigeführt wurden, so daß alle frisches Bergwasser vor ihrer Tür hatten, das unterhalb des Dorfes wieder in den Bach floß, nachdem das Geäder der Rinnen und Schöpfbecken durchlaufen war.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000173

Am nächsten Tag besuchten wir ein moderneres Unternehmen der Wasserwirtschaft. Amerikanische und deutsche Firmen bauten im Auftrag der Regierung die Talsperre von Derbendi Khan, deren Kapazität das Fünfzehnfache der größten deutschen Stauseen erreichen soll. Tag und Nacht bewegten schwere Maschinen das Erdreich, griffen Kranarme, einem exakten Zeitplan folgend, nach den von weit her importierten Konstruktionsteilen. Das Staubecken soll die Frühjahrsüberschwemmungen am Diyala, einem Nebenfluß des Tigris, verhüten und im Sommer als Speicher für die Bewässerung des Landes dienen. Außerdem ist es als gigantische Energiequelle eines Elektrizitätswerkes gedacht, dessen Leistungsvermögen in Jahren nicht ausgenutzt sein dürfte. Hier ist kein Platz mehr für die kriegerische Romantik Karl Mays. Das wilde Kurdistan wird durch die Technik gezähmt.

Breite Straßen werden durch die Hochtäler gelegt, so daß die Bagdader bald aus der sommerlichen Hitze der Flußniederung in wenigen Stunden zu den Sommerwohnungen in einer bizarren Bergwelt fliehen können, wenn sie das nötige Geld dazu haben.

Der Rückweg nach Bagdad führte über Kirkuk, Zentrum des nordirakischen Erdölgebietes. Im hügeligen Land brennen aus alten Bohrlöchern, weit zerstreut zwischen Förder- und Tankanlagen, die meterhohen Fackeln entzündeten Erdgases. Bei Nacht flammt es rot und gelb, biegt sich leicht im Wind, um dann wieder jäh in die Höhe zu züngeln.

Die Ausbeutung der Erdöllager bei Kirkuk liegt in Händen der Iraq Petrol Company (IPC), deren Hauptaktieninhaber große amerikanische, englische und französische Benzingesellschaften sind.

Bei den zähen Verhandlungen um den Gewinnanteil des irakischen Staates drohte die Regierung immer wieder, die Konzessionen zu entziehen, andere ausländische Interessenten mit der Förderung zu beauftragen oder gar die Produktionseinrichtungen zu verstaatlichen.

Es ist verständlich, daß das Land am Gewinn aus dem so reichen Ölfluß so hoch wie möglich beteiligt sein möchte, um mit diesem ohne allzuviel eigene Anstrengungen eingenommenen Geld eine Reihe von Regierungsprojekten finanzieren zu können. Daß ein Teil dieses Geldes nicht zur Förderung von Landwirtschaft, Kleinindustrie und Straßenbau diente, sondern durch Fehlplanungen nutz-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000174

los vertan oder auf dem Altar des nationalen Prestigebedürfnisses geopfert wurde, konnte europäische und amerikanische Experten in Harnisch bringen, gehört aber zum Gesamtbild staatlicher Wirtschaftsführung in arabischen Ländern. So wurden Zucker- und Zementfabriken gebaut, deren Produktionskraft gar nicht oder nur zum Teil in Anspruch genommen wurde, weil man nach ihrer Errichtung feststellte, daß die nötigen Rohstoffe nicht ausreichten oder Absatzmärkte fehlten. General Kassem hatte am dritten Jahrestag der Revolution in Bagdad den Grundstein zu einem Turm gelegt, der den Eiffelturm noch um dreißig Meter überragen soll, wie es ausdrücklich in allen Berichten erwähnt wurde.

Da auch in europäischen Ländern dem nationalen Prestige viel Geld und menschliche Kraft geopfert wurden, sollten wir nicht voreilig über die Anstrengungen der jungen Staaten lächeln, die durch Superunternehmen die Weltöffentlichkeit auf sich aufmerksam machen möchten, auch wenn das Geld anderswo gewinnbringender angelegt wäre. Die Propaganda gehört zur politischen Wirklichkeit. Sprachen nicht schon die Babylonier nach dem Bericht des Alten Testaments zueinander: »Laßt uns einen Turm bauen, des Spitze bis an den Himmel reiche, daß wir uns einen Namen machen!«

Dabei kann das Land sicher sein, auch ohne gewaltige Ausgaben für propagandistische Unternehmungen genügend beachtet zu werden. Erdöl ist in aller Welt nicht nur für die Benzingewinnung, sondern für die gesamte moderne Kunststoffindustrie ein wichtiger Rohstoff. Durch das Öl haben die Länder des Mittleren Ostens eine neue wirtschaftliche, ja weltpolitische Bedeutung bekommen, denn rund zwanzig Prozent der Erdölproduktion der Welt werden dort gewonnen.

Und wenn man weiß, daß über sechzig Prozent der Weltreserve an Erdöl in diesen Ländern liegen, daß allein der Irak einen größeren Erdölvorrat hat als alle Ostblockstaaten zusammen, dann kann man verstehen, warum die Weltmächte die politische Entwicklung in diesen Gebieten mit größter Aufmerksamkeit verfolgen und alles versuchen, mit den Herren über diese ungeheuren Energiequellen auf gutem Fuße zu stehen. So soll Moskau dem Irak, der durch seine Öldevisen noch nicht einmal ein so armes Entwicklungsland ist, die größte Anleihe angeboten haben, die jemals von

einem Staat des Ostblocks an ein orientalisches Land gegeben wurde.

Vor Bagdad waren diesmal die Kontrollen der Militärposten außergewöhnlich genau. In der Stadt hatte es Unruhen gegeben. Anlaß war eine Preiserhöhung für Benzin, die von den Taxifahrern mit einem Streik beantwortet wurde, dem sich sofort die Studenten angeschlossen hatten. Die sich immer weiter ausdehnenden Demonstrationen wurden in ihrem Charakter von Stunde zu Stunde aggressiver. Die Demonstranten wollten den gesamten Verkehr zum Stillstand bringen. Straßensperren wurden hier und dort errichtet. Die städtischen Busse, die auf Befehl des Militärgouverneurs fahren mußten, wurden trotz der begleitenden Soldaten mit Ziegelsteinen befeuert, einige sogar in Brand gesteckt.

Der Anlaß der Demonstration war rasch vergessen. Der allgemeine Unmut hatte ein Ventil gefunden. Kassem hatte zum erstenmal nach der Revolution die Hauptstadt für einige Tage verlassen, um die Hafenstadt Basra zu besuchen, und schon ging es durch die Straßen, daß nur noch wenig geschehen müsse, dann sei seine Rückkehr aussichtslos.

Aber am Abend hatte sich innerhalb weniger Stunden die Situation geändert. Kassems Prätorianer waren in die Stadt eingerückt und hatten Stellung bezogen. Auf den Plätzen standen schwere Panzer sowjetischer Herkunft, deren Maschinengewehre und blanke Geschützläufe eine deutliche Sprache redeten. Soldaten in englischer Kampfausrüstung patrouillierten durch die Straßen. Wo sie auf Widerstand stießen, wurde scharf geschossen.

Aber das Leben dieses Volkes ließ sich weder durch Demonstrationen des Unmuts noch durch militärische Machtbeweise einschüchtern. Während am nächsten Morgen in einzelnen Bezirken gelegentlich noch Gewehrfeuer zu hören war, spielten im Stadtzentrum die unzähligen Kinder um die stählernen Ungeheuer, in deren Schatten die Soldaten beim Brettspiel saßen und Tee tranken. Die schroffen Fronten von gestern waren schon wieder eingewoben in das wuchernde Geflecht dieser Stadt. Und würde es nicht immer so sein?

Jäh brechen hier die Gegensätze auf; schnell und hitzig ist der Lauf der politischen Dinge; aber letztlich siegt hier keine Idee und

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000176

kein Regime, sondern immer nur das große, alles überflutende Leben, das sich zerfleischt und zugleich wieder Neues zeugt, das bisweilen träge und gelassen, dann wieder unbändig alle Versuche einseitiger Beherrschung und Prägung überschwemmen wird.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000177

Aleppo
Mosul
Assur
Tripolis
Beirut
Damaskus
Haifa
Mafrak
Tel Aviv
Amman
Jerusalem
Rutba
Hit
H1
H2
H3
H4
H5
Syrische Wüste
Schwarzes Meer
SOWJET UNION
Kaspisches M.
Ankara
TÜRKEI
Aleppo
Tigris
Euphrat
Bagdad
PERSIEN (IRAN)
Mittelmeer
LIBANON
SYRIEN
IRAK
ISRAEL
JORDANIEN
Basra
KUWAIT
Persischer Golf
ÄGYPTEN
SAUDI-ARABIEN

Karte des Zweistrom-Landes

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000179

Karte des Zweistrom-Landes

Die Abbildungen

Nach Seite 24

Bagdad: Moschee am Stadtrand (Foto Max Scheler)
Bagdad: Die große Tigrisschleife (Foto Max Scheler)
Bagdad: Die Raschidstraße zur Mittagszeit (Foto laenderpress)

Nach Seite 40

Bagdad: Begeisterung für Kassem (Foto Max Scheler)
Frauen im Basar (Foto Omnia-Bavaria)
Mittagessen im bürgerlichen Restaurant (Foto Paul Popper Ltd.)
Bagdad: Beduinen im Flughafenrestaurant (Foto Vogenbeck-Bavaria)

Nach Seite 76

Die schiitische Wallfahrtsmoschee von Samarra (Foto Omnia-Bavaria)
Minarett und Umfassungsmauer der abassidischen Freitagsmoschee bei Samarra (Foto links oben: Paul Popper Ltd., links unten und rechts: Omnia-Bavaria)
oben: Friedhof mit Grabmal eines heiligen Scheichs (Foto Paul Popper Ltd.)
unten: Die Goldene Moschee von Kadhamia (Foto Paul Popper Ltd.)

Nach Seite 92

Araber in traditioneller Kleidung (Foto laenderpress)
Alte Bewässerungsanlage am Rande der Wüste (Foto Paul Popper Ltd.)
Abassidische Palastruine von Ktesiphon (Foto Milli Bau)
Kühner Flirt in einer Seitenstraße (Foto Willy Endress-Bavaria)

Nach Seite 108

oben: Die Ziggurat von Ur (Foto André Parrot)
unten: Rekonstruktion von Woolley (Foto André Parrot)
Kultvase von Uruk (Foto Schneider-Lengyel)
Kultvase von Uruk (Detail) (Foto Schneider-Lengyel)
Löwenjagd. Relief vom Palast des Königs Assur Banipal in Ninive (Foto André Parrot)
Mythisches Tier an einer Lehmziegelmauer von Babylon (Foto Ministery of Information, Bagdad)
Der weiße Tempel von Uruk nach der Ausgrabung (Foto André Parrot)

Nach Seite 124

Kurden auf dem Dorfplatz (Foto Willy Endress-Bavaria)
Mittagsrast (Foto Willy Endress-Bavaria)
Fahnen und Hände zur Abwehr böser Geister auf einem Grabhügel (Foto Willy Endress-Bavaria)
Hirten in Kurdistan (Foto laenderpress)
oben: Kanal in Basra (Foto Paul Popper Ltd.)
unten: Entladen der Flußschiffe (Foto Milli Bau)
Junger Bootsführer auf dem Schatt el Arab (Foto Willy Endress-Bavaria)
Bäuerin beim Brotbacken (Foto Paul Popper Ltd.)

Umschlag: Schiitischer Priester (Foto Bavaria)
Umschlagrückseite: Detail der Lehmziegelmauer von Babylon (Foto Paul Popper Ltd.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000181

s)

td.)
-Bavaria)
-Bavaria)
moschee
aten und

per Ltd.)

per Ltd.)

a)

inive

é Parrot)

rabhügel

on

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000182

00 SA 621
ULB Halle
002 769 409 3

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000184

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000185

ter Hohn

Irak

d zwischen den Strömen

Verlag München

Farbkarte #13
B.I.G.
Blue Cyan Green Yellow Red Magenta White 3/Color Black
Inches
Centimetres

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:5-97347/fragment/page=00000186